

1818 verlassen die französischen Besatzungssoldaten Köln

Gute einhundert Jahre später ereignet sich dort folgende Geschichte...

1917: „Hermann-Josef Zimmermann,wo iss dä Zimmermann?“

Der Pedell Schmitz ging, den rechten Fuß etwas nachziehend, vom Flur zu einer geöffneten Klassentüre im zweiten Stock des humanistischen Gymnasiums und rief im typisch entspannten Kölner Singsang in den Klassenraum hinein. Die Jungens waren von der Leibesertüchtigung eben vom Sportplatz zurückgekehrt. Sie hatten sich im Tausendmeterlauf geübt, und ein Junge der Parallelklasse wurde von allen angefeuert: „Karl, Karl, Karl...!!“ Karl Berbuer war beliebt, er konnte viel und fröhlich 'verzelle' und war in der Musik begabt, ein Talent für die kölsche Heimat, welche ja auch von Trizonesen noch nichts ahnte, obschon sich schon jetzt manches Üble dahingehend zusammenbraute oder anders, zusammengebraut wurde.

Der Schmitz fand den Schüler Zimmermann, der auch gleich auf ihn zuging. „Hermann-Josef? Ja Jung, du solls ent beym Direktor vürspresche, hück noch....na dann tschö..“ Schmitz schlurfte weiter, seinen Zettel umständlich neu faltend.

Etwas ratlos sah Hermann-Josef sich um, sah auf die große Uhr im Schulflur.

Es war noch Zeit, um ins Büro des Direktors zu gehen, die Pause hatte gerade erst begonnen. Und promptes Reagieren war ja immer gut, tun was nötig ist, nichts lange aufschieben. „Dä Jupp“, wie er zuhause genannt wurde, machte sich teils unbekümmert, teils leise seufzend auf den Weg, die Treppe hoch zum 'Dirrex'. Schüchtern klopfte er an die Tür zum Sekretariat und wurde nach ein paar bangen Minuten leider doch hereingerufen. „Wat wills du dann he?“ fragte etwas schnippisch die Sekretärin, während sie die Sauberkeit ihrer Fingernägel kontrollierte. Gestern musste sie nämlich Kartoffeln ausmachen, Äädäppel, ihre Eltern hatten einen großen Garten am Stadtrand. Die Zeiten waren schlecht, der Krieg, der doch so viele siegreiche Schlachten für die Deutschen gebracht hatte, fand und fand kein Ende, und die toten Söhne lasteten schwer. Vor wenigen Jahren noch konnte man aus den Gasthäusern und Vereinslokalen bei Feierlichkeiten das Preussenlied hören: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben..?“ Und besonders zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar das bekannte Gedicht: „Der Kaiser ist ein guter Mann und wohnt zu Berlin, und wär' es nicht so weit, so ging ich heut' noch hin!“ Muntere Marschmusikklänge durchmischten und erhoben häufig das Gerassel und Getrappel der vielen Fuhrwerke, der Trambahnen und der wenigen Automobile zu einer lebendigen Stimmung. Jedoch, Preussenlied und Märsche wurden stiller.

Dä Jupp sät singe Name: „Hermann-Josef Zimmermann, Obertertia ... , ich sollte zum Dirrex, nä, zum Herrn Direktor kumme, hätt dä Schmitz äwwens jesaat.“ Vor dem strengen, etwas unwirschen Gesicht der Sekretärin kommt der Junge noch leicht in's Stolpern. Der Herr Direktor öffnete im selben Moment die Türe. „Herr Direktor, hee iss ene Zimmermann, Hermann-Josef. Sie wollte dänn ens spräsche , häät dä jesaat, vumm Schmitz...“

„Joo, dann kumm enn's erinn, Jupp.....he, süsch enns aan“... er zeigte auf ein beschriebenes Blatt Papier auf seinem Schreibpult. ..“dinge Vatter hätt alt e paar Moond lang dat Schuljeld nit bezahlt...“ Er zwirbelte etwas seinen Kaiser-Wilhelm-Schnäuzer bevor er weitersprach.

...“Saach dämm emmol, he soll dat Jeld doch bittschön mol bald erröwwerbringe.“ -- „Jo, dat wäiss isch och nit, Herr Direktor, dat sach isch mingem Vatter.“

Dä Jupp sah verlegen zu Boden und verschwand wie der geölte Blitz aus den Räumen des Direktors. Eine beklemmende Schwere fasste nach seinem jungen Herzen, so dass er gerne stehengeblieben wäre, um diese Situation besser zu überdenken. Aber die Zeit lief, die Pause war bald vorbei.

Als der Pedell endlich das Ende der letzten Schulstunde, Geschichte, einläutete, lief dä Jupp nicht ganz so schnell wie sonst nach Hause, zum Zugweg in der Kölner Südstadt. Langsam, mit jedem gegangen Schritt, fügte sich in ihm etwas zusammen, etwas, das jetzt ganz plötzlich sich sehr real und aufschreckend anfühlte.

Seine jugendlichen Schritte wurden langsamer und langsamer. Bilder tauchten auf, Worte, Gesten, Gesichter, und zuletzt dieser Satz des Direktors, alles fügte sich zusammen. Er machte nun doch einen kleinen Umweg, denn gehen sei denken, hatte er einmal gehört. Er lief noch zu einem Buchladen, und dä Jupp suchte nach einem kleinen Theaterstück für die Aufführung im Gemeindesaal. Leise drehte er den Klingelknopf aus blankem Messing an der elterlichen Wohnungstür im zweiten Stock des noch beinahe neuen schönen Mietshauses am Zugweg.

Der ganze Straßenzug war erst während der letzten paar Jahre ganz neu entstanden. Es war ein

eindrucksvolles Gebäude mit Erker, als gewaltiger Quaderbau ausgeführt, mit hohen braun gestrichenen Fenstern und aufwändigen Stuckornamenten darüber. Farbige gemustertes Glas schmückte die Wohnungstüre, und das Treppenhaus des stolzen Baues war vornehm gestaltet, mit gedrechseltem Geländer, wuchtig-kantigen Treppenfosten, mit aufgemalter Marmorierung an den Wänden und sogar mit neuartigem hellem Gaslicht. Vor dem Fenster an der Treppe im Tontopf zeigte eine nadlige sattgrüne Araukarie ihre weichen Stacheln.



Der dunkle Holzboden, die Treppenstufen, alles atmete Reinlichkeit und Ordnung, Aufgehobensein, - Zuhause. Der Geruch von Bohnerwachs fiel ihm erst heute so richtig auf, es war Samstag, da wurde das Treppenhaus sorgsam gewischt und gebohnt, dass es nur so glänzte!

Die Mutter Sibille öffnete die Wohnungstüre, und Anna-Maria und Finchen hingen interessiert am Zipfel ihres Rockes, und ein schneller Blick konnte knapp durch die geöffnete Wohnzimmertüre einen dunkelbraunen Beistelltisch mit weisser Häkeldecke erkennen, auf welchem ein ebenso braunes Grammophon stand, wuchtig und wichtig mit seinem markanten Schalltrichter. Aber die vom Vater so gern gehörte und munter machende Marschmusik hatte man jetzt schon länger nicht mehr gehört.

'Puppchen, du bist mein Augenstern, Puppchen, hab dich zum Fressen gern, Puppchen, mein süßes Puppchen, nee ohne Spaß, du hast sowas....' wurde schon seit ein paar Jahren gesummt und gesungen; Der Filmschlager von Willi Rose hatte sich zu einem regelrechten Ohrwurm entwickelt, ein Ohrwurm, der etwas ablenken konnte von der Gegenwart.

„Jo Jupp, kumm erinn, ett Esse iss fädisch.“ Hermann-Joseph spürte, dass die großen fragenden Augen der Mutter heute noch trauriger blickten als sonst. Es war schon seit einiger Zeit so, dieses Drückende. Zum Glück waren die Geschwister auch da, da gab es Leben und Frohsinn im Hause. „He, iss ding Zupp unn die Äädäppel.“

Es schlug halb zwei von der nicht sehr weit entfernten Kirche des Vinzenterinnen-Klosters Maria-Hilf.

Er schlug ein Kreuzzeichen über Stirn und Brust vor dem Essen, und stumm fragend löffelte Hermann-Joseph die Suppe, knetete ein paar gekochte Kartoffeln in den Rest der Suppe. Es schmeckte ihm sehr gut, denn seit heute früh hatte er auch nicht mehr gegessen. Seine kleinen Geschwister stocherten in den Kartoffeln, die in der Suppe lagen, aber nur Anna-Maria liess das Essen stehen. „Maach isch nit...“ murmelte sie nur leise, wie meistens.

Der Hausarzt der Familie Zimmermann kam einmal im Monat zur Reihenuntersuchung der Kinder. Er prüfte, er maß, er wog, er drückte und horchte, er sah den Gang, den Stand, die Kniebeuge, er fällte die Urteile: „1A, 1A, 1A, 1A.....nicht lebensfähig!“

Aller Augen richteten sich bestürzt auf die kleine Anna-Maria, dürr und bissig, ja, sehr dünn: „die klejn Bunnestang...“ Das hörte sich der große Vater Andreas zweimal an, dann nahm er den Herrn Doktor unter vier Augen auf die Seite. Der Herr Doktor verzog keine Miene, zu oft schon hörte er in der letzten Zeit Proteste, Fragen, Schluchzen. Schliesslich, eine Pause schwebte noch zwischen den sich sorgenden Vätern – gab der Doktor den einzigen schwachen Hinweis auf eine vielleicht mögliche Rettung, einer Rettung der kleinen Anna-Maria.

Hermann -Josef fand seinen Vater wie so oft im Büro seiner kleinen Firma, der „Formstecherei Zimmermann zu Cöln am Rhein“. Der Vater stand gebeugt über den Schriftstücken am Stehpult, mit weissem Hemd und 'Vatermörder', dem Stehkragen, mit dunklen Ärmelschonern gegen Tintenkleckse, und mit dem Gänsekiel in der Hand. Seine hohe Stirn, der gerade und interessierte Blick, die ganze Haltung kündeten von Kraft und Ziel, von Klugheit und Verantwortung. Andreas Zimmermann schrieb die Lohnabrechnungen für seine Mitarbeiter, für die Arbeiter der Formstecherei, und noch offene Mahnungen für bereits ausgelieferte Druckrollen.

Tapetendruckereien im ganzen Deutschen Reich waren die Kunden für die auserlesenen und kunstvollen kupfernen Druckwalzen, deren Motive und Muster in Handarbeit sehr sorgfältig ausgeschnitzt wurden. Ein Tief-Relief auf einer großen Kupferrolle, mit welcher die Tapetendruckerei schönste Tapeten herstellen konnte. Sogar aus Holland und Belgien kamen einst Kunden für diese erlesenen Handwerksprodukte.

Heute aber begann der Hunger.

Dä Jupp begann etwas stockend, seinem Vater von dem kurzen Gespräch beim Direktor zu berichten. Vater Zimmermann hörte nur ruhig zu, ohne zu antworten. Etwas verhärtete sein Gesicht, welches er sogleich wieder seiner Schreibearbeit zuwandte. „Iss jut, Jung.“ Das war alles, was er sagte.

Erleichtert ging dä Jupp aus dem väterlichen Büro und dann ins Viertel, um dort seine Freunde aufzusuchen. Sie wollten eine geplante Theateraufführung besprechen. Zwei Wochen nach dem

letzten Besuch des Hausarztes, am Sonntag nach der Messe, schickte Vater Zimmermann die ganze Familie „an die Luft“, zum Rhein. Die ganze Familie bis auf die kleine dürre Anna-Maria.

Der Doktor, mit dem die Familie Zimmermann auch sonst gut befreundet war, hatte dem Vater Andreas ein Buch zur genauen Lektüre zugesteckt: „Meine Wasserkur“ von Pfarrer Sebastian Kneipp. Dass ein Seelenhirte sich auch so dezidiert zur Gesundheit des Körpers äussert, das war schon mehr als bemerkenswert.

Die kleine Patientin stand schlotternd, nur mit einem Hemdchen bekleidet in einer Zinkwanne der elterlichen Waschküche im Keller. Vater Andreas hatte das Buch des Pfarrers Kneipp genauestens gelesen, sich Notizen gemacht und einen Plan, der so lange praktiziert werden sollte, bis sein jüngstes Kind wieder essen, zunehmen und wachsen würde, so lange, bis der Doktor sagen würde: „1A, Anna-Maria!“

Das Wasser war kalt, sehr kalt, der Kellerraum der Waschküche ebenso. Die Wassergüsse flossen über die kleinen Füße, dann die Beine, immer wieder. Das Kind schrie erbärmlich, - dann musste es gehen, marschieren, in der Zinkwanne voll kalten Wassers. Anna-Maria wollte flüchten, aber der Vater hielt sie eisern und gütig. Er sprach wenige, aber klare Anweisungen. Das Kind gehorchte, nach dem dritten oder vierten Sonntag schrie es nicht mehr. Mutig stapfte Anna-Maria durch das kalte Wasser, mutig liess sie die kalten Güsse über sich ergehen. Die Wangen röteten sich.

Die Werkstatt des Andreas Zimmermann leerte sich. Die Aufträge kamen nicht mehr wie sonst, sogar Rechnungen für gelieferte Druckrollen blieben unbeglichen. Kupfer wurde sehr teuer, eigentlich unbezahlbar, eine der vielen Folgen dieses Krieges. Wer kaufte heute schon noch Tapeten?

Oft sah man den Chef, wie er aufrecht an seinem Schreibpult stand, und lange aus einem Fenster sah, ein Fenster, welches den Blick lediglich auf Häuser freigab, Häuser wiederum mit dunklen Fenstern. Sein bester Arbeiter, ein wahrer Künstler beim Entwerfen und Zeichnen der Motive, ein Meister beim exakten Führen der Stecheisen, trat zu ihm, sie sahen sich kurz an, dann nahm der Arbeiter kurz die Hand seines Chefs und drückte sie: „Et jet jo allen esu, Herr Zimmermann. Et wirt uch wieder besser...“

Alle konnten sie die Miete nicht mehr bezahlen, alle konnten kaum noch Lebensmittel kaufen - man sprach von einer Seeblockade der Engländer, welche das Deutsche Reich aushungern wollten-, auch nicht das Gas bezahlen, den Schneider, das Schulgeld, das Dienstmädchen.

Mutter Sybilla musste nun alle Hausarbeit für die große Familie alleine schaffen, nur zur Wäsche kam noch ein Mädchen zur Hilfe. Es musste der große Waschkessel im Keller angeheizt werden, und der brauchte einiges an Holz und Braunkohlebrikett, bis der große Wasserbottich heiß war. Hermann-Josef, Alfons, Allouis, Kathrine, Lisbeth, Finchen, Anna-Maria, aber 'dä Jupp' war der Älteste der Kinder und hatte als Erster das Gymnasium verlassen müssen, das war noch im Krieg, 1917.

Vater Andreas litt sehr unter dem Ende seiner geliebten, von ihm aufgebauten und gut geführten Firma. Er sah ja jetzt bald täglich seine Arbeiter, ohne Arbeit und Geld, -und es schmerzte ihn sehr, sie auf der Straße zu sehen, ihre Kinder oft dabei, vor dem Arbeitsamt, das keine bezahlte Arbeit vermitteln konnte und kein Geld ausbezahlte.

Und er sah die kaum gefüllten Teller vor seinen Kindern. Doch in dieser kargen und grauen Zeit gewann jemand Lebensmut, anstatt diesen zu verlieren: Die Jüngste, Anna-Maria, dat Mariechen!

Die schöne geräumige Wohnung am Zugweg wurde verlassen, sie war nun unbezahlbar geworden. Die Eltern schwiegen, machten ihren Kindern aber Hoffnungen und Vorfreude auf die 'bessere' Wohnung in der Maria-Hilfstraße 14, dritter Stock. Da Jupp war jetzt sechzehn geworden, am **siebenundzwanzigsten Februar 1918.**

Der Herr Doktor musste nun in die Maria-Hilf-Straße kommen.

Nicht die Jüngste, nein, der Älteste der Familie lag krank zu Bett, und das schon zu lange.

Mit einem munteren Gespräch untersuchte er den Vater Andreas, der ziemlich abgemagert und häufig hustend schon seit Wochen daniederlag. Er verabschiedete sich mit einem fröhlichen Handschlag vom Patienten und sprach von der nächsten Skatrunde, welche sie in zwei Wochen zusammen hätten. Auch zur Sybilla sprach er aufbauend, und, sie solle dem Andreas alles geben was er wolle. Er dürfe alles essen und trinken was ihm schmeckt, das würde ihm gut tun. „Ja, aber er isst ja janix, watt soll isch ihm do anbieten? Wie isset mit Pepsinwein, der regt doch den Apetit an? Unn dä Huste, wat künne mir do maache?“ Der Doktor wiegelte ab, empfahl Pepsinwein und Einreibungen von Brust und Rücken. Alles Andere verschwieg er.

2. April 1918

Blass standen die Mutter Sybilla und ihre sieben Kindern am Totenbett, alle schwiegen, keiner konnte das verstehen, konnte das fassen. Der große starke Vater Andreas war gestorben. 'Lungentuberkulose infolge Mangelernährung' lautete die schlichte und erschütternde Feststellung des ärztlichen Freundes. Die Mutter fasste ihren Ältesten bei der Hand, Tränen liefen endlich über ihr trauriges Gesicht: „Jupp, du biss dä Älteste, du muss jätz wat dunn, sünn's schaff isch dat nit...“ und schluchzend erstarb die Stimme, sie schlug die Hände vor's Gesicht. Jupp war wie erstarrt, dann umarmte er die Mutter lang und wortlos.

Er ahnte nicht, wie alles weitergehen konnte, alle Geschwister waren klein und gingen noch zur Schule, allein nur er war im arbeitsfähigen Alter.

Aber, was wollte er denn selber? Was wollte er für sich, für sein Leben? „Mutter, ich wollte doch, weisst du, ich hab schon lange gedacht und mir jewünscht, ich wollte für unseren Herrgott leben.“ Er stockte zunächst etwas, aber er wusste, dass die Mutter ihn verstehen würde. Es war ein frommes Haus, die Familie Zimmermann, fromm und auf der Suche nach dem Herrgott, soweit Suche nötig war, denn mit der Kirche war man ja immer schon innig verbunden.

„Mutter, ich möchte gerne ins Kloster gehen, nach Maria-Laach.“

Jetzt war es heraus, klar und knapp, einfacher als befürchtet. Mutter Sybilla sah ihren Ältesten groß an, dann entsetzt. „Owwer Jupp!“ Das war das Einzige, was sie erwidern konnte.

Einige Wochen später, es wurde Frühling auch in der Stadt, und die Menschen gingen am Rhein und durch den Volksgarten, traf der Pastor von St. Maria-Hilf den Jupp Zimmermann auf der Straße.

„Jo Jupp, kumm doch ens errümm bei mich, isch hann jet zo verzälle, owwer nit he up dr Stroß.“ Der schöne neue Bau der St. Maria-Hilf Kirche war 1896 fertiggestellt. Sandstein und Tuff sind in den Formen eines gotisierenden Historismus zusammengefügt, die mittige Kirchenfront in baulicher Einheit mit den Seitenflügeln des Vinzenterinnen-Klosters. Der gesamte Baukörper bildet eine geschlossene Einheit hin zur Straße.

Im Gemeindesaal hatten Jung und Alt schon manches Fest gefeiert und so mancher kleinen Theater- oder Choraufführung der Jugend gelauscht. Aber heute sprach der Herr Pastor ernst und eindringlich vom Leben. Und der Jupp hörte zu, denn sein Herz und Wille waren offen, waren offen für den Herrgott. Er hörte von Pflicht und Leben, ja, von einer Standespflicht als Ältestem Kind der Familie. Etwas sehr Ernstes und Heiliges sei das, und es sei mehr als nur das eigene Heil zu suchen in der Anbetung.

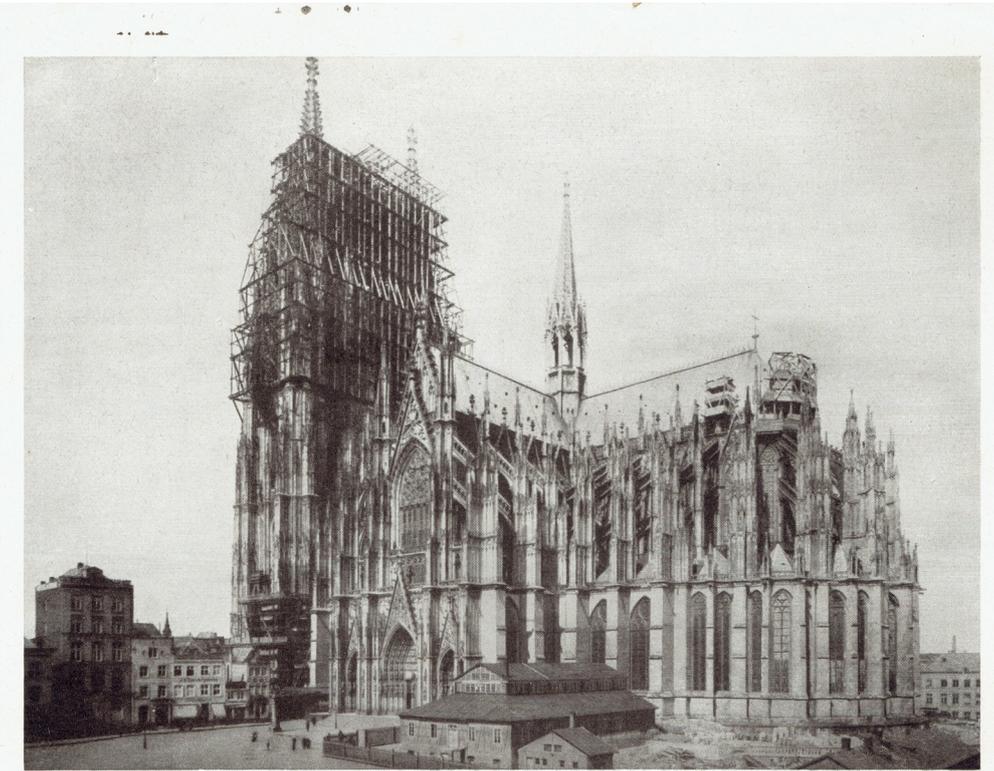
„Jupp, man kann auch in der Welt jutes tun, dafür musst du nit innet Kloster!“ Herr Pastor machte eine kleine Pause.

„Unn, isch hann noch jet für disch: Dä aale Tappert in dr Rolandstroß, an dr Ekk zur Bonner, dä sök ene Jung für de Liir, un, uch als Nachfolger für singe Lade. Du biss doch jescheit unn kanns uch Latein, dat bruch su ene Drojist.“

Dä Jupp war verwirrt, und bedankte sich beim Fortgehen aus dem Pfarrhaus.

So hatte er das Leben noch nicht betrachtet, aber ja, das war schon einleuchtend, er wollte sich auf den Weg zum Tappert machen, aber, sein Herz weinte dennoch, ganz still und ganz leise, wenn es an Maria-Laach sich erinnerte. Die Stille, die würdevollen alten Bauten, der Gesang des Himmels, hier öffnete sich das Herz, hier fand er die Verbindung, die Erfüllung der Sehnsucht. Hier herrschte nicht der Krieg mit Hunger und Tod, hier herrschten die Maßgaben einer ganz anderen Welt, der Welt des Schweigens, des Gesanges, der Ordnung und Besinnung, des Erkennens.

19. Mai 1918: Ein Fliegerangriff setzte die Bevölkerung der Stadt Köln in Angst und Schrecken!
November 1918. Der Krieg war zu Ende. Und der Kaiser hatte abgedankt, mit der Kaiserin auf dem Weg nach Holland, wie die Zeitungen groß verkündeten...! Was soll jetzt werden aus 'pro gloria et patria'? Aber die Hohenzollern hatten doch recht spendabel das Rheinland bedacht, damals nach dem Wiener Kongress, als die Franzosen fort waren. Der Dom wurde nach Jahrhunderten endlich fertiggebaut, ein besonderes Anliegen des Preussenkönigs.



Der Dom kurz vor der Vollendung (1880)



Dombaufest in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares (15. 10. 80)

Dombaufest in Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares am 15. Oktober 1880

Die ehemals schönen und sehr alten Burgen entlang des Rheins wurden wieder aufgerichtet. Und die Eisenbahn kam mitten in die Stadt hinein, die mächtige Hohenzollernbrücke überspannt den breiten Fluss mit kühnen Bögen....

Und der Hunger kannte noch kein Ende.

Es kamen plötzlich zweihundert Matrosen aus Kiel mit der Staatsbahn und riefen zu Versammlungen, randalierten auch, machten Gefangene und kurzen Prozess – manch einer, der dem wüsten Treiben Einhalt gebieten wollte, bekam die Kugel.

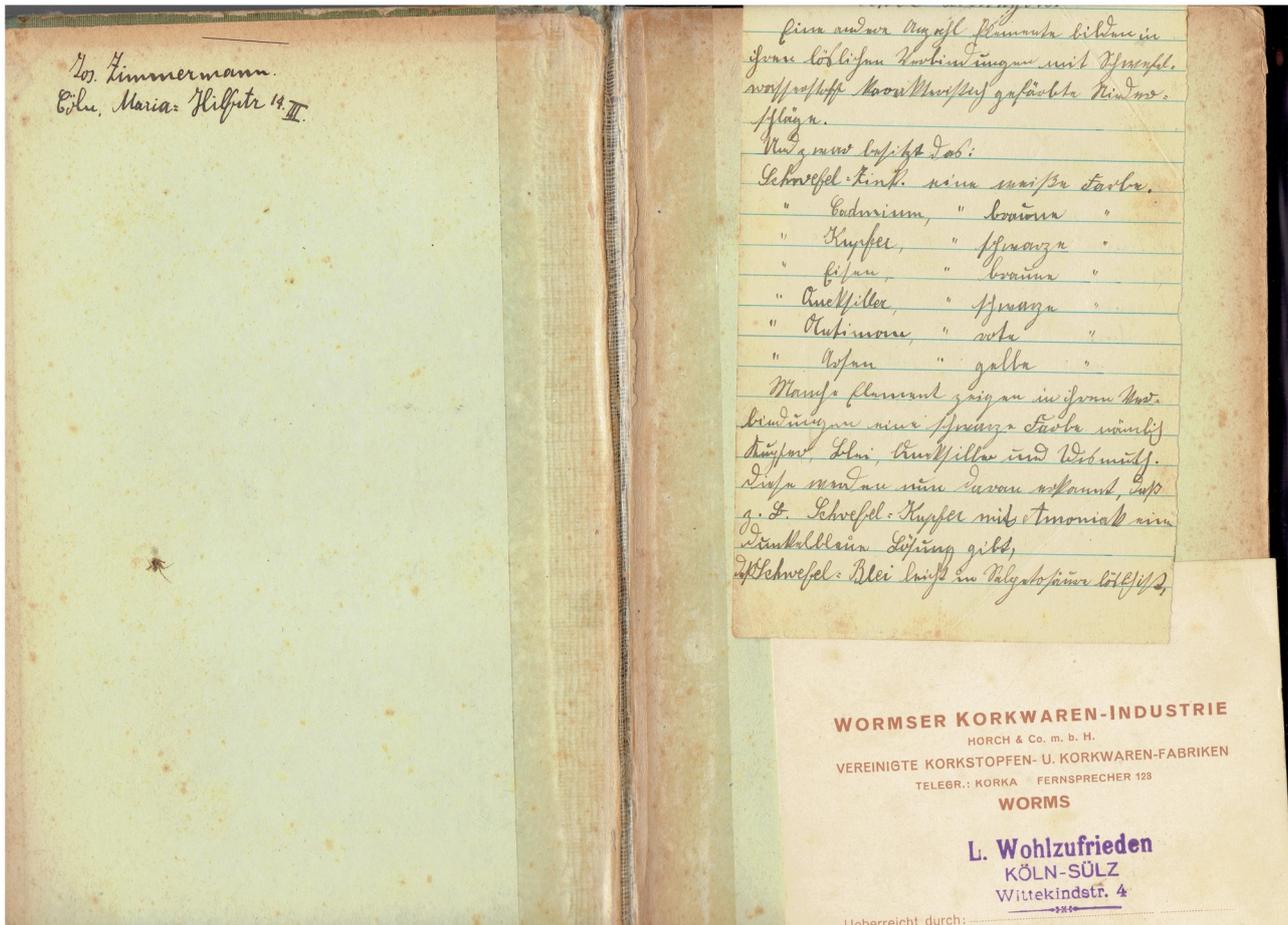
'Arbeiter- und Soldatenräte' sollten plötzlich die Macht verkörpern, aber nicht die Verantwortung, und das genossen die auch ohne Rücksicht. Zum Glück hatte der junge Oberbürgermeister Konrad Adenauer es erreicht, dass er weiterhin im Rathaus bleiben und wirken konnte.

Der Adenauer war ein pflichtbewußter Charakter und ein findiger Kopf dazu: Er entwickelte ein Maisbrot für die hungernde Stadtbevölkerung, - eine große Lieferung Mais war aus Bulgarien nach Köln gelangt.

Viele Bürger aber blieben lieber Zuhause, - das dort draußen war nicht mehr ihre kölsche Welt. „Och, wat wor dat fröer schön doch in Kolonia“....Wehmut und Fragen beherrschten nun die Stimmung...

- Beantwortung der Fragen für die Drogisten-Gehilfen-Prüfungen des Deutschen Drogisten-Verbandes von 1873. E.V. Ausgabe von 1910-

Und das war also jetzt das wichtigste Lehrbuch der neuen Zeit, welche jetzt so überstürzt angebrochen war, - Schulzeit adè!



Der Tappert war froh, einen verständigen jungen Menschen gefunden zu haben, den er in die komplizierten und anspruchsvollen Arbeiten einweisen konnte, der ihm dann auch manches Abnehmen konnte, was Zeit und Aufmerksamkeit verlangte. Und: Der junge Josef Zimmermann interessierte sich auch sehr für die Photographie, jenes Fachgebiet, welches Tappert nun auch schon seit ein paar Jahren recht gewinnträchtig pflegte. Nur in den letzten Monaten wollten die Leut einfach kaum noch Photographien mehr anfertigen lassen, dafür aber umso mehr Medikamente und Salben... Eine Dunkelkammer mit allem Zubehör war vorhanden, und ein schönes Atelier mit verschiedenen Hintergründen und Accessoires.

„Jupp“, rief der alte Tappert aus dem Chemiekalienlager nach vorn in den Laden, wo Hermann-Josef neue Ware in die Regale räumte, es war gegen Mittag und die Kunden würden wohl erst wieder ab zwei kommen.

„Jupp, nimm dr doch de Rucksack un dann fährste mit der Tram nom Wohlfrieden in Sülz, in dr Wittekindstrooß Nummero vier. He hästeene Zettel, un dat bringste met. Mer bruche Korke in verschiedene Jröße. He häste Jeld.“

Die Tramhaltestelle war nah bei, und am Chlodwigplatz musste in eine andere Linie nach Sülz umgestiegen werden. Dä Jupp sah dort aber Soldaten in fremder Uniform, bewaffnet. Er kam näher und fragte einen Passanten, ob das wieder die Franzosen seien, wie vor hundert Jahren. „Nä, diesmool sinnet die Engländer...“ erklärte der Mann und sah den jungen Jupp ernst und nachdenklich an.

Die Tram war abgefahren, voller Soldaten, und auch die Nächste war nicht für Zivilisten. Und mit den fremden Soldaten in einem Wagen, wer wollte das schon gern? Bei der weiteren Fahrt zur Wittekindstraße sah Jupp dann überall englische Soldaten zu Zweit Patrouille gehen. Deutsche Schutzmänner waren nicht zu sehen.

Die hießen im Volksmund noch 'Gendarmen', die Franzosenzeit war so lang ja auch nicht her.

„Watt soll isch dann domit? Esu vill Jeld?“ Der erste Lohn brachte Erstaunen, das Geld war nun für den Haushalt der Mutter, für die Geschwister. So wurde also das Eckhaus Rolandstraße Nr. 1 für die kommenden Jahre hauptsächlich Ziel und Inhalt des neuen Lebens:

---“Daß Schwefel=Quecksilber beim Erhitzen eine rote Farbe annimmt und sich

verflüchtigt, Daß Schwefel=Wismuth in Salzsäure löslich ist.

Bemerkenswert ist, daß das Aluminium und seine Verbindungen mit Wasserstoffsperoxyd nicht als Aluminium, sondern als Aluminiumhydroxid

dargestellt wird (AL(OH)₃. Dieses besitzt eine weiße Farbe.....

Ich habe 35 l Weingeist 79% und Weingeist zu 90%. Aus beiden soll ein Weingeist von 86% gemischt werden. Wieviel 90% ist dazu nötig?.....

Chemikalien, Geräte, Berechnungen und Formeln, Rezepturen, die Photographie und Laborarbeit, der Umgang mit den Kunden, das war jetzt

der Alltag für dä Jupp.

Erkennung der Elemente durch die Flamme.

Eine Anzahl Elemente sind daran leicht zu erkennen, daß dieselben sowohl

selbst als auch in der Verbindung charakteristische Färbung in der Gas oder

Weingeistflamme zeigen.

So besitze daß

Kalium, und seine Verbindungen eine rot-violette Farbe.

Natrium, und seine Verbindungen eine gelbe Farbe.

Lithium, und seine Verbindungen eine rote Farbe.

Baryum, und seine Verbindungen eine grüne Farbe.

Strontium, und seine Verbindungen eine rote Farbe.

Magnesium, und seine Verbindungen eine weiße Farbe.

Kupprum, und seine Verbindungen eine grüne Farbe.

Erkennung der Elemente durch ihre Lösungen.

Eine andere Anzahl Elemente bilden in ihren löslichen Verbindungen mit

Schwefelwasserstoff charakteristisch gefärbte Niederschläge.

Und zwar besitzt daß:

Schwefel=Zink eine weiße Farbe.

Schwefel=Cadmium eine braune Farbe.

Schwefel=Kupfer eine schwarze Farbe.

Schwefel=Eisen eine braune Farbe.

Schwefel=Quecksilber eine schwarze Farbe.

Schwefel=Antimon eine rote Farbe.

Schwefel=Arsen eine gelbe Farbe.

Manche Elemente zeigen in ihren Verbindungen eine schwarze Farbe nämlich Kupfer, Blei, Quecksilber und Wismuth.

Diese werden nun daran erkannt, daß z. B. Schwefel=Kupfer mit Ammoniak eine dunkelblaue Lösung gibt, daß Schwefel=Blei leicht in Salpetersäure löslich ist,daß.....

„O Jott o Jott, esu ene Driss ...!“ Jupp legte den neuen Federhalter, der sehr dünn schreiben konnte, vorsichtig auf die Schreibunterlage, die unter seinen Heften auf dem Tisch war. Morgen hatte er die letzte Prüfung. Dann war er offiziell Drogisten=Gehilfe.

Keine Frage, er würde diese letzte Prüfung auch schaffen. Darauf hoffte der Tappert ganz sehnlich, und es würde dem Jupp nicht ganz leicht fallen, seinem Chef nun bald zu sagen, dass er nicht bleiben wolle. Nicht bleiben, trotz guter Prüfungsbenotungen, nicht bleiben trotz guter photographischer Geschicklichkeit, nicht bleiben trotz gut laufenden Geschäftes, welches doch nach Wunsch seines Lehrherren das Seinige werden könnte...

1921

Die Kirche rief ihn, sie sprach in sein Herz. Das wusste auch der Pastor von St. Maria-Hilf. Und so trat er die offene Stelle als Sakristan, als Küster seiner Heimatpfarre an. Für die Mutter Sybilla und die Geschwister entspannte sich die bereits zu lange Jahre andauernde wirtschaftliche Notlage, weil auch weitere Geschwister der Familie nun mit hinzuverdienten.

„Jo watt maat ihr dann hee?“ Fassungslos starrte Jupp abwechselnd auf die Wäscheberge, den Waschkessel und auf seine Schwestern, die im Waschkeller eifrig palavernd hantierten. „Jo, wäsche, dat sühte doch...watt en frooch..“

„Watt maat ihr, op dr sunndaach wäsche? Sidd ihr dann janz verdötsch? Dat iss jo Sabbatschändung, jo janz genau, dat könnt ihr uch murje dunn. Amm Sunndaach, nä, dat jiddet nit, dat iss Sabbatschändung...!“

Unfassbar, sie haben mir nichts dir nichts den hochheiligen Sonntag entehrt.

Wozu gibt es dann wohl die zehn Gebote?

„Murje hann mir all kejn Zikk, unn du wills jo uch e rejn Bozz aantrekke...“

Jupp schlug die Kellertür zu und ging auf die Straße, einen einsamen Gang durch das sonntäglich stille Viertel machen – das hatte er noch nicht erlebt, ist die Arbeit denn wichtiger als der Sonntag?

1924: Und er trotz dem Hunger, er trotz der Trauer der Vergangenheit, trotz der Sorge um Gegenwart und Zukunft: Der 'Dicke Pitter'!

Das ist typisch kölsch, und das ist typisch katholisch: In schwerer Zeit voller Fragezeichen ein großes Ausrufezeichen zu setzen! Erzbischof Kardinal Schulte weiht die größte freischwingende Glocke der Welt dem Schutzpatron Petrus, die Riesenglocke wird langsam den Turm hochgezogen und lässt schliesslich von dort zum ersten Male ihren langhallenden sonoren und das Innere des hörenden Menschen vibrieren lassenden schweren Klang über die weite Stadt erschallen!

Es waren alle Kölner dabei, so schien es jedenfalls, noch niemals hatte man solch eine endlose Menschenmenge sich um den alten und doch jungen riesigen Dom sich versammeln sehen! Seitdem hört man den Dicken Pitter über der Stadt, jenseits allen Lärms der Welt.

Auch die Jugendarbeit an St.Paul und Maria-Hilf wurde mehr und mehr zum frohen Ausgleich für den erwachsen werdenden Jupp. Namenstage und Geburtstage wurden in den Familien und auch in der Jugendgruppe immer und gern zusammen gefeiert. Die Jugend radelte nun an jedem Wochenende raus aus der großen Stadt, hinaus ins Grüne, den schöne Rhein entlang in das Siebengebirge. Der große und entsetzliche Krieg hatte die jungen Gemüter wacherüttelt, als Wandervögel suchten sie nach neuen und ganz anderen Antworten. Und mit Willi Ostermann sang die Jugend: "Und sollt' ich im Leben ein Mäd'el mal frei'n, so muss es am Rhein nur geboren sein!"



Der Gürzenich mit dem altenen Baur (1916)



Rheinuferüberdeckung (1933)

Im Jahre 1925 war dä Jupp zum Präfekten des Jugendbundes St. Maria-Hilf gewählt worden und erhielt zum Namenstag ein marmornes Tintenfässchen mit einer Widmung: 'Unserem Präfekten Josef Zimmermann zum Namenstag 1925 Jugendbund Maria-Hilf, Cöln.'

Alle Messdiener und in der Kirchengemeinde tätigen jungen Leute erschienen zur Feier, denn der Namenstag ist ein wichtiges Fest im Verständnis des Katholiken. Alle kannten sich und waren per Du, die Anonymität hatte die Gemüter der Stadt noch nicht geschluckt.

An unsere Leser!

Infolge der überaus mißlichen Geldlage am Ausgang des Jahres 1923 war es uns nicht möglich, den Alt=Köln=Kalender 1924 erscheinen zu lassen. Schweren Herzens mußten wir uns entschließen, in der Reihe des seit elf Jahren erscheinenden Alt=Köln=Kalenders eine Lücke eintreten zu lassen. Umso größer war unsere Freude, als die Besserung und Festigung unserer Geldlage es uns ermöglichte, den Alt=Köln=Kalender 1925 herauszugeben und zwar zu dem Preis von 1 Goldmark das Stück, wie auch ursprünglich der Ladenpreis gewesen ist. Wir übergeben unseren Lesern den Alt=Köln=Kalender 1925 in der Hoffnung, daß er wie seine Vorgänger überall Freude hervorrufen wird und daß der Alt=Köln=Kalender nunmehr Jahr für Jahr wieder regelmäßig erscheinen kann.

Köln, im September 1924.

Mit herzlichem Alaaf!

Auf nach Köln!

Wer Freude sucht, der kann bei uns sie finden,
Bei uns, am Vater Rhein!
Ihr wißt, des Lebens kurze Tage schwinden,
Drum sollt Ihr fröhlich sein!
Noch tönt's zu uns aus fernen, fernen Tagen:
Stets blüht in Köln die Lust!
Was uns die lieben alten Zeiten sagen,
Hebt jeden Kölners Brust.

So konnte man es lesen im Alt-Köln-Kalender dieses Jahres 1925.

Und noch jemand begann damit, etwas zu schreiben.

Ein Junge aus dem Südstadt-Viertel, Messdiener an St. Paul, der Heinrich Böll, sagte auf der kleinen Bühne ein selbstgeschriebenes Gedicht auf, in dem der Böll das Alltagsleben der jungen Menschen des Viertels auf seine ureigene Art beschrieb. Jeder Zuhörer konnte es bestätigen: Der junge Böll hat Recht, das passt!

Die große Familie Zimmermann saß am nächsten Abend in großer Runde zuhause in der Wohnstube rund um den großen Tisch und betrachtete neugierig ein sonderbares Irgendwas, ein kleines offenes Kästchen mit verschiedenen losen Drähten daran, einen Deckel, den man sich ans Ohr klemmen konnte, einen langen Draht, den der Josef am Wasserkran in der Küche festdrehte. Alfons hatte ein zweites Drahtende in Händen und spannte das lange Ding von der Wohnzimmerlampe zum Fenster. „Jo wat maat ihr dann do? Sit ihr dann janz jeck jewohde?“ Mutter Sybilla besah sich etwas fassungslos das Treiben ihrer Kinder, von denen sie doch bisher annahm, sie seien erwachsen. Jupp nahm das kleine Kästchen vor sich, klemmte das braune runde Ding mit den zusammengedrehten Kabeln ans Ohr und schob sehr langsam eine kleine Spitze über eine Kupferspule. Alle in der Stube Versammelten starrten ihn an.....Stille.....Stille....dann stand ein Leuchten in Jupp's Gesicht, der Zeigefinger hob sich ...

...“He iset, enne Walzer, die blau Donau iss dat, isch höret genau...“

Alle wollten jetzt zugleich sich auch das braune runde Dings an ihr Ohr halten, Jupp gab es weiter. „Mam, stell der vür, die Musick kütt us Berlin! Dursch de Luft!“ „Jo du doll, esujätt dat jit et doch jaanitt...“ Mutter war skeptisch, aber nun hielt auch sie sich das runde braune Ding an ihr Ohr, und hörte mit erschreckten Augen eine Stimme: „Achtung Achtung, hier spricht Berlin Voxhaus! Sie hörten soeben von Richard Strauss den Walzer 'An der schönen blauen Donau'. Wir beenden für heute unsere Sendung und melden uns wieder morgen mittag um zwölf Uhr und dreissig. Auf Wiederhören!“

Trotz Rundfunk und Kristalldetektor fraß sich die Weltwirtschaftskrise nun nach dem Kriege als eine neuerliche Zerstörungskraft durch Deutschland und Europa. Die Städte traf es wie immer am Schlimmsten. Das Restvermögen der Familie Zimmermann war über Nacht in Nichts aufgelöst. Abends konnte man für das am Morgen erhaltene Geld nichts mehr kaufen. Vater Andreas hatte zu Beginn des Krieges voller Zuversicht Kriegsanleihe gezeichnet, in Goldmark. 'Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr.' Das war alles mit dem Kriegsende, der Wirtschaftskrise, der Währungsreform verloren und dahin. So wurde nun getauscht, gehandelt, was irgendwie greifbar war, Teppiche, Gemälde, Silberbesteck für Kartoffeln oder Tabak. Man fuhr raus auf's Land zu den Bauern, die sich jeden Bissen gut bezahlen liessen... Die ersehnte Zeit nach dem Kriege hatte man sich wirklich anders vorgestellt...

Am 30. November 1925 begannen die englischen Besatzungstruppen ihren Abmarsch zwecks Räumung von Köln.

1926:

Am fünften Januar vollendete Oberbürgermeister Dr. Adenauer sein 50. Lebensjahr.

In der Nacht vom 5. zum 6. um 12 Uhr 40 Minuten ein starkes, etwa 10 Sekunden dauerndes Erdbeben.

Am 30. nachmittags 3 Uhr wurde am englischen Hauptquartier (Excelsior=Hotel Ernst) die englische Flagge niedergeholt, worauf die letzten englischen Truppen zum Hauptbahnhof zogen.

Am 31. um 12 Uhr nachts Befreiungsfeier an der Westseite des Domes.

Das Wasser stieg und stieg, der Regen hatte ja seit Wochen kein Ende genommen in diesem Sommer. Der Schiffsverkehr auf dem Rhein war schon

seit bald drei Wochen eingestellt worden, nun war die Rheinuferstraße überflutet und der Pegel stieg weiter. Bis weit in die Innenstadt drangen die trüben Wassermassen vor, niemand konnte sich an so etwas in der Vergangenheit erinnern.

Geschäfte und Wohnungen wurden geräumt, oft waren die Fluten aber schneller als der Mensch. Es brauchte zwei Jahre, bis viele fleissige Hände die vielen Schäden wieder repariert hatten, bis die Nässe die dicken Mauern verlassen hatte.

Mit Ausnahme des sich als recht pragmatisch zeigenden Mariechens hatten die Mädchen der Familie Zimmermann eine große Vorliebe für Schönheit. Die 'Loreley' Kathrine saß stundenlang im Wohnzimmer, kämmte hochversonnen ihre langen Haare und strahlte dabei wie der junge Morgen. Et Liss hatte sich aus eigenem Interesse eine Lehrstelle bei einer Putzmacherei erobert, wo sie die akurate und modisch-elegante Herstellung von weiblichem Kopfschmuck erlernte. Feine Damenhüte und Schmuck wurden fortan als Putzmacherin und später als Gemahlin des Goldschmiedemeisters Willi Bischof ihr auserwählter Lebensinhalt, und auch in der Näherei entwickelte sie auf fußbetriebenen 'Adler'-Nähmaschinen praktische und beeindruckende Fähigkeiten.

Alfons hatte über seinen Bruder Jupp und den „Verein Kölner Küster“ die Sakristansstelle an St. Severin antreten können, zunächst zum Anlernen und vertretungsweise. Bruder Allouis zeigte mehr und mehr eine Begabung für Betriebswirtschaft und auch für den Umgang mit Kunden, welche Fähigkeiten er wohl ganz offenbar von seinem Vater Andreas geerbt hatte. So konnte er, ganz im Zeichen der neuen Zeit, in einem nahegelegenen Geschäft der „Nordsee“, einer Handelskette, die neuerdings im ganzen Reich frische Fischprodukte auch zum Verzehr anbot, eine Stelle bekommen. Auch die Stadt liess durch manche große Baustelle viele Männer und ihre Familien wieder zu Lohn und Brot kommen, aber dennoch waren ein Drittel der Stadtbevölkerung noch immer von öffentlicher Unterstützung abhängig.

Die 'Kölner Nothilfe' sammelte auf den Straßen von morgens bis abends jeden Pfennig und jeden Groschen, und Suppenküchen waren in jedem Stadtviertel eingerichtet.

In der 'Konsum-Genossenschaft Hoffnung' wurde gekauft ohne zu bezahlen, das Anschreiben war gebilligt, bezahlt wurde hoffentlich, vielleicht, später einmal..

Und es wurde wieder einmal unter großer Begeisterung der Kölner trotz noch immer kritischer Zeiten am **13. Oktober 1929** gar die längste Hängebrücke Europas eröffnet!

Über fünfhundert Meter schwingt sich nun die neue Mühlheimer Brücke über den breiten gemächlichen Strom! Ein hochmodernes und stolzes Bauwerk bis zum Tage der Zerstörung von ganz Köln

Der anwachsende Straßenverkehr in Köln ließ es notwendig erscheinen, nicht nur Schutzmäner zur Verkehrsregelung zu beordern, sondern es wurde mittig über einer großen Kreuzung die erste 'Ampel' aufgehängt, und die Kölner kommentierten dies wie gewohnt im Karneval mit einem neuen Lied: „Ez kütt et rut rut rut, dann musste sctonn sctonn sctonn, dann kütt et jröön jröön jröön, dann darfst jonn jonn jonn, doch biste blau blau blau, bliff vomm Verkehr, -wenn jätt passeet, dann häste dat Malheur!“

Der rheinländische, gelassene Humor wurde aber auch bald konfrontiert mit einer ganz anderen Lebenshaltung:

Nach Jahren war plötzlich wieder Marschmusik auf der Straße zu hören gewesen. Nun war ja nach dem Krieg aus dem Deutschen Kaiserreich plötzlich eine Republik geworden, aber man wusste nicht so recht, was davon nun zu halten wäre. Soviel hatte dä Jupp noch vom Lateinunterricht sich gemerkt, dass 'res publica' wohl soviel wie 'Herrschaft des Volkes' oder 'Herrschaft der Öffentlichkeit' bedeuten würde. Die alte Herrschaft des Adels und der verdienten Persönlichkeiten war für abgesetzt erklärt. Der Adel hätte die Arbeiter und kleinen Leute ausgebeutet, um sich selber zu bereichern.

Diese neue Herrschaft nun hatte sich in Straßenkämpfen gezeigt, in willkürlichen Verhaftungen, in großen Reden, gehalten von Hilfsarbeitern oder fahnenflüchtigen Soldaten. Was nur sollte man nun davon halten? Die Zeitungen schrieben viel, sehr viel, und die Namen wechselten monatlich und wöchentlich. Wer wollte sie sich merken?

Welche Haltung verbarg sich hinter einem fremden Namen?

Nun aber wurde es sehr militärisch und plebejisch zugleich, von Adel keine Spur mehr. Die wenig gebildete Masse lief unter den anfeuernden Reden ihrer Agitatoren plötzlich wie ein einziger Strom durch die Straßen.

Die Marschmusik, welche seit wenigen Wochen auf diesen und jenen Straßen im Viertel zu hören und zu sehen war, weckte nicht mehr das Interesse oder gar das Vertrauen des jungen Mannes Josef Zimmermann. Es war kein Gesang, keine Melodie, was da zu hören war, es war Grölen, es waren harte Blicke und harte Stiefel und braune Hemden.

Die ehemaligen Wandervögel trafen sich in Maria-Hilf, der Pastor mit dabei.

Ja, es fehlten ein paar der früheren Mitdenker aus der Wandervogelzeit. Einer war jetzt 'Ortsgruppenleiter', Bereich Südstadt. Schon wieder drohte etwas herauf, eine dunkle Wolke ballte sich zusammen, nicht mehr nur unsichtbar. Der Ton schmerzte irgendwie, der Ton der Reden.

Sicher, was man nun spüren musste und lesen konnte in den Zeitungen, war nicht erbaulich. Die Kriegsgegner behaupteten, das Deutsche Reich hätte alle Kriegsschuld zu tragen, der Kaiser wäre gar ein Kriegsverbrecher, und Reparationen müssten gezahlt werden ohne Ende, bis in das nächste Jahrtausend hinein!

- Aber der Korridor und Danzig, die Gebietsverluste, ein Schandfrieden war das, ja das war alles ein starkes Stück, was einem da präsentiert wurde, einerseits vom Ausland, andererseits von den vielen Rednern im eigenen Land. Was konnte, durfte man glauben? Aber dieser Ton jetzt, diese braunen Hemden und die harten Stiefel, sollte das jetzt die Antwort sein, oder die bessere, friedvolle Zukunft, von der die jungen Leut am Drachenfels und am Rheinufer geträumt hatten?

1934

Es wurde überall geflaggt. Von den hohen Wohn- und Geschäftshäusern wehten lange feierliche Fahnen mit einem neuen Zeichen darauf. Ein verknicktes gleichschenkliges Kreuz. Kopfschüttelnd wurden dies vom Jupp bemerkt. Es war der März des Jahres 1933. Die Nationalsozialisten besetzten das Rathaus und diesmal wurde Konrad Adenauer tatsächlich aus dem Amt verjagt.

„Jupp, uch die Kirch sulle ne Fahn kriejen, bowwe huh am Turm...“

Der Pastor von Maria-Hilf sah seinen Sakristan etwas hilflos an.

„Nä, nä, dat dunnt ich nit. Die Kirch kritt kejn Nazifahn! Vunn mir nit!“

So blieb St. Maria-Hilf unbeflaggt zum Besuch der neuen Politgrößen, wohl bald als einzige Kirche in der Stadt. Das fiel auf, und man sprach darüber.

Auf dem Bürgersteig der Maria-Hilfstraße begegneten sie sich. Der alte Freund von den Wandervögeln, der jetzt Ortsgruppenleiter der NSDAP geworden ist, und der Küster.

Der Ortsgruppenleiter war jetzt Klempner von Beruf und trug seinen eisernen Werkzeugkasten. Rasch hatten sie sich im Blick und spürten etwas Unbeschreibbares, Hartes in sich. Der Küster sprang im Moment der Begegnung auf die Straße, und der eiserne Werkzeugkasten flog an Jupp's Knien vorbei ins Leere. Ein irrer, fanatischer Blick folgte dem Küster Josef Zimmermann. Was nur trieb diesen Zimmermann dazu, eine solche Sabotage zu betreiben, jetzt, wo die Schmach von Versailles doch ihr ersehntes und gerechtes Ende finden würde? Jetzt, wo die Partei und der neuen Führer Deutschland wieder auf die Beine stellen und richtig aufräumen würde! Sonderbar, so dachte der Ortsgruppenleiter still für sich, sonderbar, dass aus Kirchenkreisen immer öfter solche Quertreiber kommen ...

Aber dieser Ort, dieser verschwiegene Garten, den wir „freies Gewissen“ nennen, blieb für den Ortsgruppenleiter der NSDAP für immer verschlossen.

Am Abend vor dem Textilgeschäft stehend, sah da Jupp auf seine Taschenuhr.

Es war schon zehn nach sieben. Um sieben war eigentlich Ladenschluss, aber noch sah man einige Kunden durch die Schaufenster, wie sie sich von Maria Dorweiler beraten liessen.

MARIA! Dachte er an sie, so wallte sein junges Herz auf und entbrannte in Freude und größter Liebe! Heute abend wollten sie zuerst zu Mutter Sybilla und sich mit ihr wegen der Hochzeit besprechen, und danach noch etwas durch die Stadt gehen. Etwas ganz Neues und Sonderbares hatten die Brautleute dem Standesamt vorzulegen: Einen Abstammungsnachweis, der wurde Ariernachweis genannt.

Es waren keine jüdischen Vorfahren erwünscht bei einer Eheschliessung.

Aber Juden lebten doch schon immer hier in der Stadt und überall im ganzen Deutschen Reich und in ganz Europa. Viele waren hoch angesehen und übten wichtige Berufe aus. Allerdings waren gemischte Eheschliessungen auch von jüdischer Seite her schon immer sehr ungerne gesehen.

Etwas wie Ärger und Angst zugleich stiegen in Jupp auf, während er noch draussen vor dem Laden auf seine Maria wartete. Den normalen ehrlichen Leuten wird das Leben schwer gemacht, ja, es wird bespitzelt und behorcht, ob man nicht vielleicht gegen die neue Regierung ist, weshalb man noch nicht in der Partei ist, oder weshalb etwa noch immer in der falschen. Nein, Kommunisten waren die Zimmermanns nie geworden, aber braun auch nicht, sie wählten das 'Zentrum', von dem sie meinten, es sei noch am ehesten eine Partei mit katholischer Gesinnung.

Rumms! Rumms! Da wurden alle Rolläden vor den Schaufenstern vom Chef des Textilhauses polternd heruntergelassen! Das warme Licht aus dem Laden war abgeschnitten, da Jupp stand draussen auf dem dunklen Trottoir. Aber da dämmerte es ihm. Mit Hut und Lodenmantel sowie akribischem Uhrblick wirkte er so streng wie die neuen Herren. Wie jene neuen Herren, die der Jupp so gar nicht mochte. Ein leises Kopfschütteln, „Di Minsche sin verröck!“

Um sieben Uhr war ja Ladenschluss, ganz hochoffiziell für alle Geschäfte, - Ordnung muss ja sein. Der Ladeninhaber hatte den Jupp durch's Fenster gesehen, wie dieser kritisch den noch seit zehn Minuten unerlaubt geöffneten Laden mit seiner Uhrzeit verglich...

Jo dä Böll, dä kunnt dat, dat schriewe, wat mer süns nit ens denke wollt...

1939

Es gibt kein Entrinnen, nein, es gibt kein Entrinnen; irgendwo auf diesem Fetzen Papier, der dir erlaubte aus der Hölle der Helden in die Hölle des Abschiedes überzuwechseln, steht ein Datum gestempelt, das dich wieder der Hölle der Bahnhöfe ausliefert, ehe du endlich der Hölle der Helden wiedergegeben werden darfst; es gibt kein Entrinnen, es gibt nur Höllen ringsum....

Der Pflichtbüffel an der Sperre dort wird dich auf den Bahnsteig weisen, und pünktlich um null Uhr 13 wird der Zug einlaufen, es ist alles eins; vielleicht ist der Zug zertrümmert, oder die Welt ist in diesen zehn Minuten untergegangen. Aber es gibt kein Entrinnen, der Pflichtbüffel mit dem Stahlhelm wird dafür sorgen, daß du einen anderen Zug nimmst, denn es ist unerlässlich, daß du die Hölle der Bahnhöfe passierst, ehe du den Heldentod sterben darfst. Irgendein Zug wird dich durch den Schlamm der Nacht schleppen, wo du eingezwängt bist mit anderen fluchenden, schwitzenden, schmutzigen und schachernden Helden in einer Dreckkiste; irgendwo in dem schlüpfrigen, schwarzen Schleim der Nacht werden Plattformen sein, andere Bahnhöfe, auf denen andere Pflichtbüffel andere Helden in euer Gefängnis zwingen, damit das Haus der Todgeweihten voll werde, dieses schlotternde stolpernde Haus der Todgeweihten....

Aber es ist erst null Uhr 8, und du stehst zögernd vor der Sperre und fragst dich, ob es nicht doch ein Entrinnen gibt. Mühe dich nicht, es gibt kein Entrinnen. Schon wirft dir der Pflichtbüffel misstrauisch Blicke zu, vielleicht ist auf deinem Gesicht ein etwas träumerischer Ausdruck, und das hassen sie am meisten, sie hassen nichts mehr als jeden Traum, der kein Traum von ihrem Marmeladenvaterland ist; nur diesen süßen seichten Traum lassen sie gelten. Aber dir ist er längst wie Scheiße aufgestoßen. Ob es nicht doch ein Entrinnen gibt? Abhauen....einfach abhauen, abhauen in

die Nacht....laufen, laufen....irgendwo einen Tunnel finden, der das riesige Gebirge der Verzweiflung durchstößt und der nicht von Pflichtbüffeln bewacht ist. Aber es ist sinnlos, als ob es ein Entrinnen gäbe! Das Netz ist unsagbar fein gesponnen, von Kap Gris Nez bis Wladiwostok und von Hammerfest bis in die äußerste Fußspitze Italiens. Es gibt kein Entrinnen als den Tod, und gerade dem möchtest du entrinnen. Ach, es ist seltsam und furchtbar sündhaft, verbrecherisch und feige, daß du mit einundzwanzig Jahren dem Tode noch entrinnen möchtest. Unsagbar fein gesponnen ist das Netz, und wenn du es wagen würdest abzuhaue in die schwarze Nacht, wirst du irgendwo in eine feine Masche laufen, darin zappeln und gewürgt werden, bis du entweder den Schrei vom Marmeladenvaterland auskotzt oder – aber jedes Oder ist der Tod, und gerade dem möchtest du entrinnen. Es ist null Uhr 10, und der Pflichtbüffel wird ungeduldig, sein Misstrauen steigert sich, denn man sieht es deinem Gesicht an, dass du für die Hölle der Helden bestimmt bist, die man nur durch die Hölle vieler Bahnhöfe erreichen kann. Die Hölle der Kaserne ist hinter dir, die Hölle des Abschiedes, den sie Urlaub nennen, hast du passiert, und es wird Zeit, höchste Zeit, daß du der Hölle der Helden wiedergegeben wirst, die man über die Hölle der Bahnhöfe erreicht; du musst durch den schwarzen Schlamm der Nacht geschleift werden, gequält, beschmutzt und viele Male angeschrien werden, du musst noch viel Marmelade essen und noch auf vielen Plattformen Schlange stehen für Brot, ehe du endlich, endlich vielleicht sterben darfst für dein Marmeladenvaterland....

Noch drei Minuten hast du in der Hölle des Abschiedes zu verbringen, aber täusche dich nicht, es gibt kein Entrinnen. Von Hammerfest bis in die äußerste Fußspitze Italiens und von Kap Gris Nez bis Wladiwostok sind die Netze gesponnen, in dene die Pflichtbüffel zweier Vaterlande bereit sind, dich einzufangen. Aber vor allem gibt es kein Entrinnen vor dem Geschwätz, nirgendwo, nirgendwo wirst du dem Geschwätz entrinnen, nirgendwo. Wenn sie wenigstens schweigen wollten, die Pflichtbüffel wie die halben, ganzen und Viertelsmeuterer, und die Weiber und Männer alle, aber sie leben vom Geschwätz, und nirgendwo auf der Welt wirst du ihrem Geschwätz entrinnen...

Für dich dauert die Hölle des Abschieds noch zwei Minuten...

Sie...sie liegt irgendwo in einer kümmerlichen Bude und weint dunkelrote Tränen, die in der schmutzigen Tinte der Nacht untergehen. Für sie ist die Hölle der Trennung schon angebrochen. Auch für sie gibt es kein Entrinnen; wenn du zurückkehrst, wirst du ihr nur neue Angst schenken, die Angst vor den Pflichtbüffeln, die zu ihren anderen Ängsten hinzukommen würde: der Angst vor den glühenden Hämmern, die aus der Luft zuschlagen und immer wieder ganz nahe an ihrem Herzen vorbeitreffen, Angst vor dem Hunger, vor der Pflicht, und die Angst vor der Angst; ihr Herz ist schon ausgeleiert von Angst, aber dieses ausgeleierte Herz wird immer wieder vollgepumpt mit neuen Ängsten...

Eine Minute ist fast keine Zeit mehr, eine Minute ist fast nichts, so nahe am Nichts, daß sie nichts mehr ist. Eine Minute. Der Pflichtbüffel hat sich abgewandt, er wird glauben müssen, sich getäuscht zu haben, vielleicht glaubt er, du seist doch für die Hölle des Ostens bestimmt und nicht für die Hölle des Westens, es gibt Höllen, für die du in deiner Uniform bestimmt sein kannst. Er hat sich abgewandt, er kann nicht glauben, daß du dem Stempel auf deinem Papier nicht gehorchen würdest – eine Minute ist Wahnsinn, und der Zug donnert schon auf den Bahnsteig, er ist nicht zertrümmert, und die Welt ist in diesen zehn Minuten nicht untergegangen....

Du rührst dich nicht, unbekannter Soldat des Marmeladenvaterlandes, rührst dich nicht, du Kandidat verschiedener Höllen, rührst dich nicht, du steinernes Denkmal aus Schmerz und Angst. Du zögerst dich dem Zuge anzuvertrauen, wo du eingeklemmt in das rote, grüne und gelbe Marmeladengeschwätz der Helden durch den trüben schwarzen Brei der Nacht geschleppt wurdest, über viele, viele Plattformen, wo die eisernen Stimmen eiserner Pflichtbüffel Namen ausrufen und andere Helden mit anderem Geschwätz in den Kasten zwängen, der euch dem Heldentod entgegenschleppt....

Du rührst dich nicht, glaubst du, dass es wirklich ein Entrinnen gibt? Nein, es gibt kein

Entrinnen...

Sieh, der Zeiger springt mit einem Schritt auf dreizehn Minuten nach null Uhr, langsam, schwarz und dünn wie ein Henkersmesser, das dir den Kopf abschneiden wird, gleitet der Zeiger kühl und sauber auf die Minute, die auf deinem elenden Fetzen Papier gestempelt ist.....

Warum rührst du dich nicht, unbekannter Soldat? Es gibt doch kein Entrinnen, steig ein! Nicht die schmutzigste Kleidung des schmutzigsten Bettlers wird dich retten, denn die Pflichtbüffel haben sich ausersehen, die Bettler ebenso wie die Helden sterben zu lassen... Unbekannter Soldat, das Ungeheuer draußen auf den Schienen ist wollüstig bereit, dich mitzunehmen, dich über viele Plattformen und den schwarzen Schlamm der Nacht ganz nahe an die Machorkahelden heranzubringen, wo du den Heldentod sterben darfst... Denk nicht an sie....denk nicht an sie....denk nicht an sie; ihre Tränen rinnen in die Nacht, und ihr ausgeleiertes Herz ist schon gefüllt mit neuer Angst, es gibt Angst genug auf der Welt, du brauchst nicht zu fürchten, dass ihr Herz ermatten wird, es wird immer wieder vollgepumpt mit neuer Angst. Die ganze Welt ist voll Angst ohne Entrinnen, von Wladiwostok bis nahe an die Küste Englands gibt es nur zwei Höllen, die einander gleich sind, die Hölle der Marmeladenpflichtbüffel und die Hölle der Machorkapflichtbüffel, und es gibt kein Entrinnen....

Du könntest dich tief, tief in die Erde wühlen, immer die lockere Erde wie ein Maulwurf hinter dich zurückwerfen und unten irgendwo warten, warten, angeschmiedet an die glühenden Ketten der Erwartung, warten, bis ihre roten Tränen durch die dicke Kruste der Erde zu dir dringen und die glühenden Ketten sprengen....Nur einen Schritt wagst du zu tun in die vorschriftsmäßige Finsternis der Nacht, und du stürzt, stürzt hinab in jenes Verlies, wo die glühenden Ketten sich um dich schliessen bis zu jenem Tage, da sie gesprengt werden von ihren Tränen...

Der Zeiger der Uhr hat dich ermordet, pünktlich auf die Minute hat er dein Herz durchbohrt...

.....Kindliches Zwischenspiel Köln Hauptbahnhof 1965....

Die große helle Empfangshalle endete vor einem winzigen Häuschen mit einem ernsten uniformierten Mann.

Die Sperre, wie Papa erläuterte. Wir mussten stehenbleiben. Und Bahnsteigkarten kaufen. Ein Bahnhof ist eine wirklich wichtige Sache, das wurde mir schnell klar. Dann wurden wir schnell. „Flöck, dr Zoch kütt“, rief mein Papa, und ich lief neben meiner Mama und den schweren Koffern durch einen langen unterirdischen Gang, der mit gelblichen, weissen und blauen Fliesen gekachelte war, zudem schlecht roch und schlecht beleuchtet war. Viele Menschen liefen dort, alle waren eilig unterwegs, niemand sprach mit dem Anderen.

Ein unübersehbarer langer dunkelgrüner Eisenbahnzug stand am Bahnsteig, vorne oder hinten waren überhaupt nicht zu erkennen, kein Ende, kein Anfang. Über uns eine trüb-gläserne sehr hohe gewölbte Überdachung, hallende Lautsprecherstimmen, völlig unverständlich, Geruch von Dampf und Öl, wirre Menschenmengen herumlaufend, Türen schlagen.

Köln Hauptbahnhof. Es gab einen Gepäckwagen mit kleinen Türchen mit Hundeemblem. „Dat sin die Hungsabteil.“ Kaum konnte ich das glauben. Und einen Briefkasten gab es am Postwagen, „do wät die Poss ungerwächs all sochtiert.“

„D 337 Köln-Hamm-Paderborn-Kassel“ oder ähnliches stand auf den Blechschildern, die an jeden Wagen gesteckt waren.

Ich hatte einmal eine Dampflok gesehen und mir alle wichtigen Einzelheiten genauest gemerkt! So konnte ich denn auch eine im Abteil mitreisende Dame dahin aufklären, dass die Kopflehnen oben an den rot-gepolsterten Sitzen lediglich Fortsetzungen der großen schwarzen Ohren seien, die vorne an der Dampflok zu sehen waren.

Solche Kenntnisse beeindruckten natürlich die Mitreisenden, während meine Mutter besorgt fragte, ob ich nicht vielleicht etwas schlafen wolle? Ich schaute drei Stunden lang aus dem Fenster, versuchte die Namen der durchheilten oder zum Halt genutzten Bahnhöfe zu lesen.

Wuppertal, Wuppertal-Barmen, Solingen Ohligs, Gelsenkirchen, Dortmund, Hamm. In Hamm dauerte das Warten lange, denn es gab einen Lokwechsel! Sehr plausibel auch für ein Kind: Die Lok aus Köln war jetzt müde nach DER Rennerei!

Der Zug wackelte und es zischte Bremsluft im Stillstand, bald ging es wohl weiter. Wunderbar das monotone Geruckele der Eisenbahn!

Im Winter hörte man die Schienenstöße ganz stark, im Sommer leiser...tadack..tadack.....tadack..tadack.....

„Hier noch jemand zugestiegen?“ oder „ Die Fahrkarten bitte!“ Wenn der Schaffner sich bemerkbar machte und in das mit dem Dampf der Lokomotive wohlbeheizte Abteil eintrat, verstummte jedes Gespräch und etwas furchtsam wurden die Fahrkarten dem Schaffner gereicht, oder die „Billets“, wie Papa sagte.

In Soest wurde alles zusammengepackt und die Jacken angezogen, der 'Parraplü' nicht vergessen, denn der nächste Halt ist Lippstadt und Tante Martha!

Kasernenschnappschuss:

„Was gibt es für Wellen?“ Der Fahrlehrer in Uniform schnarrt seine Fragen unter die Schüler, einen jeden mit scharfem Blick musternd. „Der Zimmermann!“ „Es gibt Wasserwellen, Dauerwellen...“

Die Schüler sahen dä Jupp groß an, dann grölten sie und lachten laut. Wie wohltuend, da sitzt einer, der hat Mut, den kleinen Mut des Humors, der vielleicht Großes bewegen kann! Durchgefallen durch die Prüfung! Dä Jupp wollte partout nicht an die Front, aber wenn er die Führerscheinprüfung gemacht hätte, dann wär er verloren gewesen, als Kradmelder oder sowas.

Heinrich Böll, geschrieben 1949: Damals in Odessa

„Damals in Odessa war es sehr kalt. Wir fuhren jeden Morgen mit großen, rappenden Lastwagen über das Kopfsteinpflaster zum Flugplatz, warteten frierend auf die großen grauen Vögel, die über das Startfeld rollten, aber an den beiden ersten Tagen, wenn wir gerade beim Einsteigen waren, kam der Befehl, daß kein Flugwetter sei, die Nebel über dem Schwarzen Meer zu dicht oder die Wolken zu tief, und wir stiegen wieder in die großen rappenden Lastwagen und fuhren über das Kopfsteinpflaster in die Kaserne zurück.

Die Kaserne war sehr groß und sehr schmutzig und verlaust, und wir hockten auf dem Boden oder lagen über den dreckigen Tischen und spielten Siebzehnd-Vier, oder wir sangen und warteten auf eine Gelegenheit, über die Mauer

zu gehen. In der Kaserne waren viele wartende Soldaten, und keiner durfte in die Stadt. An den beiden ersten Tagen hatten wir vergeblich versucht auszukneifen, sie hatten uns geschnappt, und wir mußten zur Strafe die großen, heißen Kaffeekannen schleppen und Brote abladen; und dabei stand, in einem wunderbaren Pelzmantel, der für die sogenannte Front bestimmt war, ein Zahlmeister und zählte, damit kein Brot plattgeschlagen wurde, und wir dachten damals, daß Zahlmeister nicht von Zahlen, sondern von Zählen kommt. Der Himmel war immer noch dunkel und neblig über Odessa, und die Posten pendelten vor den schwarzen, schmutzigen Mauern der Kaserne auf und ab.

Am dritten Tag warteten wir, bis es ganz dunkel geworden war, und dann

gingen wir einfach an das große Tor, und als der Posten uns anhielt, sagten wir :“Kommando Seltschini“ und er ließ uns durch. Wir waren zu drei Mann, Kurt, Erich und ich, und wir gingen sehr langsam. Es war erst vier Uhr und schon ganz dunkel. Wir hatten ja nichts gewollt als aus den großen schwarzen schmutzigen Mauern heraus, und nun, als wir draußen waren, wären wir fast lieber wieder drinnen gewesen; wir waren erst seit acht Wochen beim Militär und hatten viel Angst, aber wir wussten auch: wenn wir wieder drinnen gewesen wären, hätten wir unbedingt heraus gewollt, und dann wäre es unmöglich gewesen, und es war doch erst vier Uhr, und wir konnten nicht schlafen, wegen der Läuse und dem Singen und auch, weil wir fürchteten und zugleich und zugleich hofften, am anderen Morgen könnte gutes Flugwetter sein, und sie würden uns auf die Krim hinüberfliegen, wo wir sterben sollten.

Wir wollten nicht sterben, wir wollten auch nicht auf die Krim, aber wir mochten auch nicht den ganzen Tag in dieser schmutzigen, schwarzen Kaserne hocken, wo es nach Ersatzkaffee roch und wo sie immerzu Brote abluden, die für die Front bestimmt waren, immerzu, und wo immer Zahlmeister in Mänteln, die für die Front bestimmt waren, dabei standen und zählten, damit kein Brot plattgeschlagen wurde....

Um sechs Uhr war unser Geld auf, und wir waren immer noch nicht betrunken; wir gingen zur Kaserne zurück, weil wir nichts mehr zu verscheuern hatten. In der dunklen, holprigen Straße brannte nun gar kein Licht mehr, und als wir durch die Wache kamen, sagte der Posten, wir müssten auf die Wachstube. In der Wachstube war es heiß und trocken, schmutzig, es roch nach Tabak, und der Unteroffizier schnauzte uns an und sagte, die Folgen würden wir schon sehen. Aber in der Nacht schliefen wir sehr gut, und am anderen Morgen fuhren wir wieder auf den großen, rappenden Lastwagen über das Kopfsteinpflaster zum Flugplatz, und es war kalt in Odessa, das Wetter war herrlich klar, und wir stiegen endgültig in die Flugzeuge ein; und als sie hochstiegen, wussten wir plötzlich, dass wir nie mehr wiederkommen würden, nie mehr... „ -Damals in Odessa

Fieseler Storch hießen die kleinen Flugzeuge und schaukelten sehr, hoch in der Luft, ja sie schaukelten unerträglich. Und JU 87. Dem Piloten war das völlig gleichgültig, aber dä Jupp, der saß hinter ihm, der schwor sich, nie mehr wieder zu fliegen.

Dä Jupp war jetzt auf der Krim. Ssarabus, Saporoschje, Sewastopol, Simferopol. Was sollte er da? Nur gehorchen?...Sein Vorgesetzter hatte ihm diese Stelle im Büro des Flugplatzes verschafft, damit dä Jupp als Kirchenmann nicht töten müsse...

Krim, vom Herbst 1943 bis zum Mai 1944.

Bazar in
Simferopol



Bundesarchiv, N 1803 Bild-129
Foto: Grund, Horst | Juli 1942 ca.

.....

Zu gleicher Zeit erlebte der Rektor der katholischen Pfarrgemeinde Johannes Groß in einem Kölner Vorort das Folgende....

Der 7. November (1940) war ein Tag des Schmerzes und der Trauer für alle in der Gemeinde. Der Fliegerangriff forderte sein erstes Opfer in der Mommsenstraße 14. Die 10jährige Waltraud Kraemer, die ahnungslos zur Nachtruhe im Bett lag, starb kurz nach der Einlieferung ins Krankenhaus...



Flieger über Köln

Die Stadt im

zweiten Weltkrieg



Nach dem ersten Tagesangriff

Im Laufe des **Herbstes 1941** konnten im Unterhaus des alten Pastorates, Freiligrathstraße 8, zwei Räume als Küsterwohnung und ein größerer Raum für pfarrliche Zwecke, vor allem für die Jugendarbeit in Benutzung genommen werden.

Wie zahlreich war die Teilnahme, zumal von den Frauen, die bis in den Flur hinein bei den Glaubensstunden saßen, wie lebendig das Glaubensgespräch bei den Jugendlichen. Alle, die dabei waren, wissen um die enge Verbundenheit und das lebhafteste Interesse. Allmonatlich fanden Lichtbildervorträge für die Frauen statt, die im Krieler Dom gehalten werden mussten. 50 Klappstühle wurden angeschafft, damit genügend Sitzmöglichkeit war. Das Erleben der großen deutschen Kunst war immer ein Lichtblick in der Trostlosigkeit des Krieges.

Der Krieg und zuerst auch noch der Kampf und die Schikanen des Naziregimes gegen die Kirche gehen weiter.

Am **Sonntag, dem 12. Januar 1941**, musste den Gläubigen folgende Führerverordnung bekannt gegeben werden:

„Der Führer hat angeordnet, dass tägliche kirchliche Veranstaltungen an Tagen nach Fliegeralarm nicht vor 10 Uhr stattfinden dürfen.“

Nach Verhandlungen mit dem Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten wurde folgendes festgelegt:

„Wenn nachts Fliegeralarm gegeben wird und die Entwarnung erst nach 24 Uhr erfolgt, müssen die Kirchen für das Publikum bis 10 Uhr geschlossen bleiben.“

Als Begründung wurde angegeben, es sollte nach Nächten mit Fliegeralarm die Bevölkerung nicht durch kirchliche Veranstaltungen in der Möglichkeit zum Ausruhen für Gesundheit und Arbeitseinsatz gestört werden.

.....

Saporoschje am Don, am **24. September 1941** ging die deutsche Wehrmacht über den Tatarengraben und betrat den Boden der Halbinsel Krim. Doch die Luftwaffe hatte es schwer, denn zugleich waren Kräfte bei der Schlacht am Asowschen Meer gebunden. Die große Hafenstadt Sewastopol auf der Krim war von den Sowjets zu einer riesigen Festung ausgebaut, die umgebende Fels- und Gebirgslandschaft begünstigte dies. General von Manstein hatte den Oberbefehl für die gesamte Linie Südrussland. Die neuen 'Stukas' Junckers 87 flogen die Bombardierungen. Der friedliebende Firmeninhaber Junckers aus Dessau hatte den Bau von Bombern abgelehnt und wurde daraufhin kurzerhand enteignet. -

Eingenommen wurde die völlig zerstörte Festung und Hafenstadt erst fünf Monate später, im Mai 1942. Doch schon anderthalb Jahre später kommt die Rote Armee mit großer Macht zurück und vertreibt die Deutschen von der Krim, vom Herbst **1943 bis zum Mai 1944**.

.....

Schon im Jahre **1942** mehrten sich die Fliegerangriffe auf Köln, die auch in der Gemeinde Schaden brachten. Am **26. Februar** fielen Bomben in die Neuenhöfer Allee und Mommsenstraße.

Beim Fliegerangriff in der Nacht zum 31. Mai 1942 zerstörte eine Bombe das Haus Simmerer Straße 15 und begrub die Eheleute Beckhausen unter den Trümmern. Am 17. Juni wurden die Gleueler-, Sielsdorfer- und Freiligrathstraße (Bremerhof), vor allem die alte Krieler Schule getroffen.

Ganz trostlos war das Jahr 1943. Beim Angriff am 14. Februar wurde Frl. Gertrud Birk mit ihrer Schwester Frau Margarete Schmitz und Sohn Heinz Opfer der Bomben.

Der Peter- und Paultag brachte einen schweren Angriff, dem besonders die Altstadt mit vielen ihrer Kulturdenkmäler zum Opfer fiel. Am folgenden Tag war um 19.30 Abendmesse. Im Laufe des Tages kam ein Anruf des Pfarrers von St. Severin, dessen Kirche zerstört wurde, der Rektor möge die hl. Hostien abholen, um sie in seiner Kirche zu bergen. In einer Aktentasche wurde das Allerheiligste in einer eigenartigen eucharistischen Prozession durch die Straßen mit ihren rauchenden Trümmern getragen, in denen die

Menschen mit ihren letzten Habseligkeiten saßen und den Verlust ihrer Angehörigen beklagten. Wenn man dieses erlebt hat, dann weiß man um den in Schmerz und Trauer gehaltenen Abendgottesdienst, um sein Gebet für die Opfer des Fliegerangriffs, aber auch um seinen Trost. Der Krieler Dom war nicht nur bis zu seinem letzten Stehplatz gefüllt, nein, die Gemeinde drängte sich bis zum Altar und füllte die Sakristei und stand noch weit draußen vor dem Dömchen.

Nachdem allen die Generalabsolution erteilt wurde, folgte die Kommunion der gesamten Gemeinde. Die Gläubigen in der Sakristei mussten sich den übrigen Teilnehmern der Messfeier am Haupteingang anschließen. An den Stufen des Altares wurde allen das hl. Sakrament gespendet. Die Kommunikanten verließen dann durch die Sakristei das Gotteshaus und hielten auf dem Friedhof ihre Danksagung. Alle verharrten in der Gemeinschaft des Brotbrechens und im vertrauensvollen Gebet. Das waren Gottesdienste der Christusgeborgenheit in zuversichtlicher Hingabe.

*„Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden,
der Tag hat sich geneiget!“*

Ein Fliegeralarm folgte dem anderen. Und immer wieder das gleiche Bild, der überfüllte Krieler Dom, eine Gemeinde der Kommunikanten! So auch am folgenden Sonntag, dem 4. Juli. 500 Kommunionen wurden ausgeteilt. Beim Angriff am 9. Juli wieder großer Schaden in der Gemeinde, in der Gleueler- und Sielsdorfer Straße, der Frechener Straße und dem Frechener Platz. Gott sei Dank, kein Menschenopfer.

Das alte Jahr ging zu Ende – aber nicht ohne Klage und Schmerz!

In den Abendstunden des 29. Dezember fielen Bomben in der Euskirchener Straße und Rankestraße, denen Alois Ernst, Wilhelm Kügelgen, Matthias Schiefer und Fritz Scherer zum Opfer fielen.

.....Im Kriegsjahr 1944

Die erste Fronleichnamsprozession in der Gemeinde

Am 8. Juni war Fronleichnam. Wie sollte in diesem Jahr die Sakramentsfeier gehalten werden, da die Oberkirche von Hohenlind wegen Fliegerschadens nicht benutzt werden konnte und eine größere Prozession wegen der Fliegergefahr nicht möglich war? Wir einigten uns auf den Krieler Dom. Um 18.30 war das feierliche Hochamt. Danach setzte sich die Prozession in Bewegung, die von den Acolythen angeführt wurde. Ihnen folgten die weibliche Jugend und die Frauen. Dann kam die Gruppe der Mädchen in ihren weissen Kleidchen, es folgten die Messdiener und Priester mit dem Sanktissimum. Den Schluss bildeten die Jungmänner und Männer. Im gemeinsamen Gebet und Gesang bewegte sich die Prozession durch das prangende Grün des kleinen Friedhofs und zog wieder ins Gotteshaus. Das von der Gemeinde freudig gesungene Te Deum mit dem sakramentalen Segen gab der eindrucksvollen Feier ihren Abschluss. Für Jeden, der teilnahm, gerade in der Schlichtheit ein großes und trostvolles Erleben!

Immer häufiger und heftiger wurden die Fliegerangriffe. In den Abendstunden des 23. August fielen wieder mehrere Bomben in der Gemeinde und zwar in der Goldenfels- und Hermeskeiler Straße. Mehrere Häuser wurden getroffen und ganz oder teilweise zerstört. Leider mussten wir zwei Opfer beklagen, Herrn Julius Meister und seine Tochter Margarete.

Die sich steigernde Not und Gefahr schloss die Gemeinde zu einer innigeren Gebetsgemeinschaft zusammen. Die Kriegsandachten, die immer gut besucht waren, wurden täglich gehalten. Als Seelsorger und Hirte konnte der Rektor der Gemeinde keinen anderen Trost spenden und keine andere Quelle der Kraft erschließen als den im Sakrament sich bergenden Heiland.

In der Samstagnacht des 9. September wieder erneuter Angriff auf Köln.



Köln am Rhein 29. Juni 1943

Fünf Jahre lang heimgesucht und zerstört – vom 30. auf den 31. Mai 1942 flogen 1047 britische Flugzeuge zum Angriff auf Köln und entluden 1455 Tonnen Bomben auf die Innenstadt.

1943, am Festtag Peter und Paul, ein weiterer Großangriff.

Komplette Zerstörung der Stadt. Von den einst 768.000 Einwohnern hausten nur noch einige wenige tausend in notdürftig ausgebauten Kellern und Ruinen. 20.00 Menschen, darunter 2286 Kinder unter 14 Jahren und 8828 Frauen hatten im Bombenhagel der britischen Fliegerangriffe den Tod gefunden.



Steh auf, steh doch auf (Böll , geschrieben 1950)

Ihre Namen auf dem roh gezimmerten Kreuz waren nicht mehr zu lesen; der Pappdeckel des Sarges war schon eingebrochen, und wo vor wenigen Wochen noch ein Hügel gewesen war, war nun eine Mulde, in der die schmutzigen, verfaulten Blumen, verwaschene Schleifen, mit Tannennadeln und kahlen Ästen vermengt, einen grauenhaften Klumpen bildeten. Die Kerzenstummel mußten gestohlen worden sein...

„Steh auf“, sagte ich leise, „steht doch auf“, und meine Tränen mischten sich mit dem Regen, diesem eintönig murmelnden Regen, der schon seit Wochen niederrann.

Dann schloss ich die Augen: ich fürchtete, mein Wunsch könne erfüllt werden. Hinter meinen geschlossenen Lidern sah ich deutlich den eingeknickten Pappdeckel, der nun auf ihrer Brust liegen musste, eingedrückt von den nassen Erdmassen, die an ihm vorbei kalt und gierig sich in den Sarg drängten.

Ich bückte mich nieder, um den schmutzigen Grabschmuck von der klebrigen Erde aufzuheben, da spürte ich plötzlich, wie hinter mir ein Schatten aus der Erde brach, jä und heftig, so wie aus einem zugedeckten Feuer manchmal die Flamme hochschlägt.

Ich bekreuzigte mich hastig, warf die Blumen hin und eilte dem Ausgang zu.

Aus den schmalen, mit dichten Büschen umgebenen Gängen quoll der dicke Dämmer, und als ich den Hauptweg erreicht hatte, hörte ich den Klang jener Glocke, die die Besucher aus dem Friedhof zurückruft. Aber von nirgendwoher hörte ich Schritte, nirgendwo auch sah ich jemanden, nur spürte ich hinter mir jenen gestaltlosen, doch wirklichen Schatten, der mich verfolgte...

Ich beschleunigte meinen Schritt, warf die rostig klingende Pforte hinter mir zu, überquerte das Rondell, auf dem ein gestürzter Straßenbahnwagen seinen aufgequollenen Bauch dem Regen hinhielt; und die verwünschte Sanftmut des Regens trommelte auf dem blechernen Kasten...

Schon lange hatte der Regen meine Schuhe durchdrungen, aber ich spürte weder Kälte noch Feuchtigkeit, ein wildes Fieber jagte mein Blut bis in die äußersten Spitzen meiner Glieder, und zwischen der Angst, die mich von hinten anwehte, spürte ich jene seltsame Lust von Krankheit und Trauer...

Zwischen elenden Wohnhütten, deren Schornsteine kümmerlichen Rauch ausstießen, abenteuerlich zusammengeflickten Zäunen, die schwärzliche Äcker umschlossen, vorbei an morschen Telegraphenstangen, die im Dämmer zu schwanken schienen, führte mein Weg durch die scheinbar endlosen Verzweigungsstätten der Vorstadt; achtlos in Pfützen tretend, schritt ich immer hastiger der fernen, zerrissenen Silhouette der Stadt zu, die in schmutzigen Dämmerwolken am Horizont hingestreckt lag wie ein Labyrinth der Trübsal. Schwarze, riesige Ruinen tauchten links und rechts auf, seltsam schwüler Lärm aus schwach erhellten Fenstern drang auf mich ein; wieder Äcker aus schwarzer Erde, wieder Häuser, verfallene Villen – und immer tiefer frass sich das Entsetzen neben meiner fieberischen Krankheit in mir fest, denn ich spürte etwas Ungeheuerliches: hinter mir wurde es dunkel, während vor meinen Augen der Dämmer sich in der üblichen Weise verdichtete; hinter mir wurde Nacht; ich schleifte die Nacht hinter mir her, zog sie über den fernen Rand des Horizontes, und wo mein Fuß hingetreten war, wurde es dunkel. Nichts sah ich von alledem, aber ich wußte es: vom Grab der Geliebten her, wo ich den Schatten beschworen, schleppte ich das unerbittlich schlappe Segel der Nacht hinter mir her.

Die Welt schien menschenleer zu sein: eine ungeheure, mit Schmutz angefüllte Ebene der Vorstadt, ein niedriges Gebirge aus Trümmern die Stadt, die so ferne geschienen hatte und nun unheimlich schnell näher gerückt war. Einige Male blieb ich stehen, und ich spürte, wie das Dunkle hinter mir verhielt, sich staute und höhnisch zögerte, mich dann mit sanftem und zwingendem Druck weiterschob.

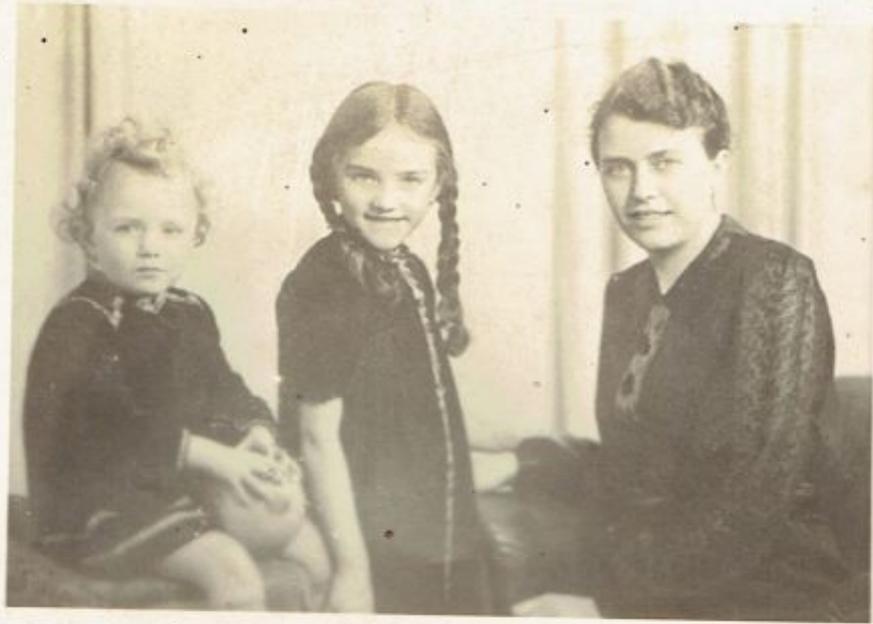
Nun erst spürte ich auch, daß der Schweiss in Strömen an meinem ganzen Körper herunterlief; mein Gang war mühsam geworden, schwer war die Last, die ich zu schleppen hatte, die Last der Welt. Mit unsichtbaren Seilen war ich daran gebunden, sie an mich, und es zog nun und zerrte an mir, wie eine abgerutschte Last das ausgemergelte Maultier unweigerlich in den Abgrund zwingt. Mit allen Kräften stemmte ich mich an gegen jene unsichtbaren Schnüre, meine Schritte wurden kurz und unsicher, wie ein verzweifelter Tier warf ich mich in die drosselnde Schnürung: meine Beine schienen in der Erde zu versinken, während ich noch Kraft fand, meinen Oberkörper aufrechtzuhalten; bis ich plötzlich spürte, daß ich nicht durchhalten konnte, daß ich auf der Stelle zu verhalten gezwungen war, die Last schon so wirksam, mich am Ort zu bannen; und schon glaubte ich zu spüren, daß ich den Halt verlor, ich tat einen Schrei und warf mich noch einmal in die gestaltlosen Zügel – ich fiel vornüber aufs Gesicht, die Bindung war zerrissen, eine unsagbar köstliche Freiheit hinter mir, und vor meinen Augen eine helle Ebene, auf der nun sie standen, die dort hinten in dem kümmerlichen Grab unter schmutzigen Blumen gelegen hatten, und nun waren sie es, die mit lächelndem Gesicht zu mir sagten: „Steh auf, steh doch auf..“, aber ich war schon aufgestanden und ihnen entgegengegangen...

+ Maria Zimmermann geborene Dorweiler +
11. September 1907 – 29. Juni 1943

+ Elisabeth Zimmermann +
21. April 1935 – 29. Juni 1943

+ Rita Zimmermann +
23. November 1938 – 29. Juni 1943

+



Dä Jupp entkam der amerikanischen Kriegsgefangenschaft.

Ja, er wusste alles, und jetzt war er wieder zurück. Aber wo war sein Köln?

Und wo waren seine Geschwister, seine Mutter?

Sein Dienst bei der Luftwaffe war bis zuletzt im Büro des kleinen Flugplatzes Simferopol auf der Krim.

Dort hatte ihn auch die Todesnachricht seiner Frau und seiner zwei Töchter erreicht.

Zwei britische Luftangriffe hatten seine altehrwürdige und seine so lebendige Heimatstadt komplett vernichtet. Die amerikanischen Berichtersteller sprachen großtönend vom 'größten Schutthaufen der Welt'...

Seine Frau und die zwei Töchter waren zur Erstkommunion zurückgekehrt, nur kurz, für die schöne Feier in der Heimat, im Mai, einmal die Evakuierung vergessen, die ja sinnvoll angeordnet war von den örtlichen Behörden. Die drei wohnten ja nun seit Monaten schon weitab der Stadt in Westfalen, im sicheren kleinen Heintrop an der Lippe, bei Mariechen. Aber zur Erstkommunion, da muss man doch nach Hause...in das ewige Zuhause...

Das irdische Zuhause erhielt einen Volltreffer seitlich, das Haus war aufgerissen, wie in ein überdimensioniertes Puppenhaus konnte der Blick in alle Räume dringen, die noch nicht eingestürzt waren. Alle anwesenden Bewohner hatten sich bei beginnendem Fliegeralarm in den Keller geflüchtet, den LSR, Luftschutzraum. Für Niemanden dort gab es ein Entrinnen.

Jupp konnte entrinnen, am achten Mai 1944. Fort von der Krim, mit mehreren Schiffen flohen 83 überlebende Soldaten über das Schwarze Meer, ohne ausreichend Kraftstoff, unter Beschuss der sowjetischen Luftwaffe. Ankunft nach vierzig Tagen und Nächten in Konstanz. Ein Entrinnen heraus aus zerbombten Städten in Russland und hinein in zerbombte Städte in Deutschland. Durch Rumänien ging die Fahrt, der Marsch, das Leiden in Richtung Ungarn. Dort war die Bevölkerung den deutschen Soldaten freundlich gesonnen. Auf den Dörfern wollten die Bauern ihre Töchter den deutschen Männern zur Heirat anbieten...

Celldömök, zu deutsch Kleinzell, Ungarn Richtung Tschechei, 1944, Aufenthalt dort, ein wenig aufatmen, aber die Gedanken, die immer nur kreisenden Gedanken an die Heimat, die keine Heimat mehr war, Köln, an die ganze Familie, die Erinnerung wie ein fremder böser Film aus einer anderen Welt, aus der Hölle, der Flug von Russland nach Deutschland, die Bahnfahrt, quälend langsam, durch zerbombte Orte, das zerstörte Köln, drei Worte nur für einen Inhalt, den nichts fassen und nichts ausdrücken kann.

Das Grab. Die Ruine die eben noch Zuhause war. Nur der Dom stand unbeschädigt! Und zurück auf die Krim!

Was ist das – Freiheit ??? Was ist das – Leben ??? Was ist das – Tod ???

Die Entronnenen gerieten fast alle in Gefangenschaft.

Über Wochen hockten sie dicht an dicht auf den offenen Lastwagen, und sie sahen die Zerstörungen fremder Länder und ihres Landes, die scheuen und verstörten Blicke der Bevölkerung in den durchfahrenen Orten, oder dem, was noch davon übrig war. Des Abends wurden die Lastwagen, diese offenen, ewig rüttelnden Folterwerkzeuge auf Rädern, so aufgestellt, dass die Wachen leicht alles überblicken konnten. Im Inneren des Rundes waren die Gefangenen unter vieläugiger Aufsicht, die Kaugummis verteilte, sonst nichts. Doch, Wasser gab es, wenn möglich. Und etwas Essen, wenn möglich. Entweder lag man gleich auf dem Boden und schlief ein, froh, dass das Gewackele und Geschaukele ein kurzes Ende hatte. Die Dunkelheit bedeckte das fahrende, das nun kurz ruhende Elend.

Ein paar Scheinwerfer vermochten nicht, den Schlaf abzuhalten, den kurzen bleiernen Schlaf, ohne den man wahnsinnig wurde. Wer weiss schon, wie weit es noch geht? Bis an die Küste? Sollen alle nach Amerika zur Zwangsarbeit? Oder an die Wand? In kleinen Grüppchen hockten einige zusammen, tuschelten leise, es war verboten. Der neben Jupp hockte, der war auch ein Kölner.

Die Kölner fanden sich gottlob immer wieder zusammen, sie hörten sich, sie erhörten sich.

Süchens, Jupp, do, kennste den? Dat iss dä Platte, dä Platte vumm Film, dä Rudolf...“ Dä Jupp sah genau, ja, das ist er, das markante magere Gesicht, die hagere Gestalt, Rudolf Platte. Auch der ist ein Kölner. Der ging immer rundherum, im Kreis, da wo Platz war zwischen Schläfern und hockenden Schwätzern, und er kaute pausenlos das amerikanische Kaugummi, spuckte es aus, nahm wieder ein Neues und kaute und ging herum und kaute...

Die Orientierung war nicht einfach. Immer wieder wurde Rast gemacht, diesmal war es die erste große Stadt nach langer Überlandfahrt. Die Landser fragten die Leute, die dichtgedrängt an den Wagen standen; sie warteten auf ihre Söhne, auf ihre Männer.

„Hamm, ihr seid in Hamm, in Westfalen..“ Das hörte Jupp und blitzschnell kamen Entschluss und Sprung im selben Moment. Mittlerweile machte sich der Konvoi wohl fertig für eine Rast, und die ersten Wachen umstellten die Lastwagen. Jupp sah und erkannte den Moment der Rettung, er sprang ab von der Ladepritsche und verschwand sofort in der Volksmenge, die sich schloss und ihn verbarg. Er warf im Laufen alles von sich, was ihn als Soldaten hätte erkenntlich machen können, er lief um die Ecken der Häuser, an hochaufragenden Ruinen vorbei, Deckung suchend in einem Gang zwischen zwei großen nur schwach beschädigten Mietshäusern. Dort wurde ihm schwarz vor den Augen, er horchte, er schreckte zusammen. Eine Hand legte sich fest hinten auf seine Schulter, der Atem stockte, er sprang auf...die Kraft versagte.

„Holt Junge, wo wusst doj dann henne? - Hab keine Angst, ich bin hier der Pastor.“ Vom Plattdeutsch zum Hochdeutschen, das erleichterte die Verständigung. Jupp stammelte kurz und hastig seine Gedanken, seine Angst heraus. „Ruhig ruhig, komm erstmal mit, hier bei uns bist du sicher. Du kannst dir andere Sachen anziehen. Und morgen kannst du nach Heintrop weiter, wenn da deine Schwester wohnt.“ Jupp konnte es nicht glauben,- er war gerettet! Und freundlich aufgenommen von fremden Menschen!



Er kletterte, er stolperte auf die Person auf dem Steinhaufen St. Maria-Hilf zu, erkannte sie.

„Ja Zimmermann, wat wollen sie dann hier? Machen sie dass sie hier wegkommen, was wollen sie denn, die Kirche wieder aufbauen?“

Die Person sprach, schrie, kletterte, stürzte, alles zugleich, schlug sich beim Fallen auf die Kirchensteine blutige Wunden, und Jupp sah, dass der Pastor übersät war mit Wunden, dunkel und verkrustet.

In den nächsten Tagen kam er nochmals her zu seiner Kirche.

Der Pastor konnte nur etwas sagen, etwas, was vielleicht in die Zukunft führte: „Jonn se doch no Kriel, da iss der Hans Jroß, aber hier, wat wollense dann hier...jonn se doch fott..wat wollen se dann hier...“

Aus der zerstörten Columba-Kirche ragte ein erhobener Zeigefinger aus dem Schutt hervor, eine Säule mit der Gottesmutter und ihrem Kind.

Jupp suchte und fand die Reste seiner Familie; seine Mutter Sybilla, völlig verhärmt, seinen Bruder Alfons, mit dem er Möbel und letzte Habseligkeiten aus der zerbombten Wohnung rettete. „Kumm, mer nimme alles met, wat mer krieje könne, ne aale Aanhänger finge mir zem transportiere, und die Möbele kanste sicher juht jebuche. Wann willste dann mol no Kriel jonn? Dän Jroß, häste jesagt, kennste noch vunn dr Schullzikk?“

Jupp hielt seine Photoalben in Händen, aus dem Wohnzimmerschrank, den sein Schwager, der Schreiner Wenzel in Lippborg, von Hand gebaut hatte. Er blätterte nicht darin, nie mehr in seinem Leben.

„Jojo, dat Hänsje Jroß...di nächste Daach jonn isch do mol hin, ens lure wat et do esu jit...“

Zukunft! Zukunft, Ziel und Sinn, aufbauen, nur nicht abbauen,
nur nicht zurücksehen, nur nicht rasten!

Jetzt heisst alles Zukunft und aufbauen, es muss, es muss aufbauen heissen!



Ruinen gibt es nicht mehr, darf es nicht mehr geben, nur keine Ruinen, nur keine Flugzeuge...!

Bruder Allouis, der so erfolgreich Filialleiter bei der neuen 'Nordsee' Restaurantkette geworden war, hatte den Bombensturm ebenfalls nicht überlebt. Aber Kathrine und ihr Mann Tilmann, Lisbeth, Mariechen, sie lebten und waren munter! Und die Mutter, die Gute, sie brauchte ein Zuhause, sie brauchte Schutz, sie durfte nicht mehr alleine sein, niemand durfte mehr alleine sein..nur,... die Erinnerung, das Entsetzliche, das Unausprechliche, das Grauen, die kälteste Einsamkeit des Todesgrauens, der Zerstörung und völligen Vernichtung allen Glückes, das Ende von Glück und Sinn, von Allem, die Erinnerungen durften nie mehr aus der Tiefe der Seele hervorbrechen,

nie
nie mehr...

Und deswegen schwebten keine anmutigen Holzkreuze über dieser Wunde des Lebens,
nein,

es blieb ein Meteorit,
aus dem Himmel gestürzt,
tonnenschwer,
über den Gräbern des Herzens,
ein Meteorit,
und seine Farben wurden schwarz von Russ und Asche,
rot von Blut,
und golden wie die alles fressende Hitze der Phosphorfeuersbrunst.

Es gab im zerstörten Köln nach einiger Zeit wieder Stadtgas. Die Leitungen der Städtischen Gaswerke lagen ja unterirdisch und einigermaßen geschützt. Und die Kokerei, das Gaswerk lief wieder, mit geringer Leistung und mit den Kohleresten im Kohlenbunker. Jupp nahm einen Hammer und einen Nagel. Wer fleissig herumstöberte, fand im größten Schutthaufen der Welt so manches Brauchbare.

So auch: Eine verzinkte Badewanne! Großartig!

Und Rohre, Gummischläuche...Jupp schlug eine lange Reihe kleiner Nagellöcher in das Eisenrohr und verstopfte das eine Ende ganz dicht. Das andere Ende verband er mit der Gasleitung in seinem Ruinenbadezimmer, welches er zur Zeit bewohnte. Wasser war zu finden, sauberes allerdings nicht so leicht. Das erste war Wasser, dann die Wege und Straßen, daß man überhaupt hin und her konnte mit all dem Kram, der nun organisiert werden musste. Der große Augenblick war gekommen! Das erste warme Vollbad seit... die Erinnerung war diesbezüglich sehr schwach, nicht vorhanden...aber die kleinen bläulich-weißen Gasflämmchen sprangen leichtfertig von einem Nagelloch zum Nächsten, und das eingefüllte Badewasser erwärmte sich mehr und mehr, - das war der erste praktische Sieg des Lebens, der erste Sieg der Zukunft über den Krieg!

Vorbei an Bombentrichtern und steil und gespenstisch aufragenden hohen Mauern, von denen man es fortwährend leise und gespenstisch rieseln oder knacken hörte, geborstenen Mietshäusern, denen man geradewegs in die aufgerissenen Wohnungen sehen konnte, in welche nicht selten die Bewohner sich wieder versuchten, einzurichten, vorbei an Gärten und über Schutthaufen, erreichte der Jupp den Vorort Kriel.

Kriel, ja, was war denn das? Ein Dorf? Ein Bauernhof, ein Gut? Gärten, -ein Hahn krächte, ein Zweiter antwortete. Ein Kapellchen, naja, ein Kirchlein aus dicken Steinen stand da, und ein großes Loch klaffte im Chorraum vom Dach bis zu den Grundmauern, Trümmer waren bereits zur Seite geräumt. Jupp wunderte sich, dass der alte Bau nicht vollends eingestürzt war.

Ein paar sehr alte kleine Häuschen davor, und dazwischen ein Sträßchen mit Steinen gepflastert, alles sehr sehr alt.

Kann ein Mensch hier leben?

Nun, es war kein richtiges Dorf mehr, und es war auch noch nicht Stadt. Ein winziger einstöckiger Bau, bräunlich von den Jahrhunderten und grünlich bewachsen von der Natur, rundum eine Hecke, etwas schief beschnitten, eine hohe Tanne zwischen Bürgersteig und Häuschen; die Krieler Dorfschule. Rechterhand davon ein schon etwas größeres Haus, zweistöckig, von aussen ein Putzbau, innen wohl vielleicht Fachwerk, mit Holz,..ein etwas abgewalmtes Satteldach durch welches Jupp direkt hindurchsehen konnte. Die Bombenexplosion in dem Kirchlein hatte sämtliche Ziegel des benachbarten Daches fortgefegt.. Es liegt hart an der kleinen alten Straße, dahinter ein riesiger grüner Garten, und vom Kopfsteinpflaster gehen wenige Steinstufen, aus einem Stück gehauen, einen Schritt hinunter, die Haustüre ist verschlossen, ein klein wenig Glas ist in der Mitte eingelassen. „Pfarr-Rektorat St. Stephan Kriel“ Ein kleines handgeschriebenes Schildchen hängt neben der Haustüre.

Ein schwarz gekleideter Herr öffnete die Haustür, zwei Jahre älter als da Jupp, Johannes Groß. Sie erkennen sich sofort, die alten Schulkollegen aus der Südstadt, und sind wieder per du, so wie damals... Und sind sich einig, ja, hier bauen wir was auf, alles wird ganz neu!



Verdammt lang her.....

**Verdammt lang her, dass wir gesprochen haben, -
und dass vom Einen was beim Andern ankommt...
Hast fest geglaubt, dass wer im Himmel auf dich wartet.
Ich gönne es Dir, hab ich gesagt.**

BAP, uss Kölle